Der
Pfuhl von Auteuil.

Von

Paul de Kock.

Uebersetzt
von
Dr. G. F. W. Rüdiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1853.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

I.

Die Familie Barigoule.

Wir kennen Barigoule bereits als einen langen, hagern, klapperdürren Mann, dessen Gesicht eben so wenig Anziehendes hat wie seine Gestalt, und dessen Geist eben so unschön ist wie sein Gesicht; wir wissen, daß er sechsundvierzig bis fünfzig Jahre zählt, Besitzer eines Einspänners und eines Pferdestalls ist und im fünften Stocke wohnt. Dabei trägt er fast immer einen sehr langen Ueberrock, der ihm bis auf die Füße hinabreicht; woraus wir zu schließen berechtigt sind, daß er gern für einen Pariser Hausherrn angesehen werden möchte.

Madame Barigoule ist etwa zehn Jahre jünger als ihr Gemal; sie ist einmal ziemlich hübsch gewesen und glaubt es noch zu seyn, sie hofft sogar, es immer zu bleiben.

Sie kleidet sich wie eine Schauspielerin in der Provinz, bedeckt sich mit Federn und Bändern, wie ein Pferd im Hippodrom, hat einen sehr schlechten Anstand, obgleich sie sich eine zugleich stolze und graziöse Haltung zu geben sucht, spricht unaufhörlich von ihrem Wagen, schnupft Tabak wie ein Portier, ist sehr eifersüchtig auf ihren Mann; dabei

aber betheuert sie bei jeder Gelegenheit, sie habe ihn nie geliebt, und bedauert, daß sie ihn nicht zum Hahnrei gemacht, wie er es wohl verdient hätte.

Barigoule war allerdings kein Muster ehelicher Treue; man beschuldigte ihn zumal einer allzugroßen Vertraulichkeit gegen seine Hausmädchen, und deshalb, sagte man, blieben die Dienstboten nur so kurze Zeit bei ihm; denn Einige wollten den Schmeichelworten ihres Herrn kein Gehör geben, und Andere erhielten von Madame Barigoule, wenn diese Verdacht hatte, ihre Entlassung.

So sprachen die bösen Zungen in der Nachbarschaft; aber vernünftige Leute kümmern sich wenig um solches Geschwätz. Wer seine Dienstboten oft wechselt, muß sich gefallen lassen, in allen Kaufläden der Nachbarschaft verlästert zu werden; die Mägde pflegen immer das Schlimmste zu sagen von den Frauen und Männern, die sie fortschicken, und von denen sie ein gutes Zeugniß verlangen.

Am Tage nach jener denkwürdigen Nacht, in welcher Barigoule's Gesicht mit Brotsuppe übergossen worden war, lag der glückliche Besitzer des Einspänners noch um eilf Uhr im Bett, sowohl um sich von den nächtlichen Strapazen zu erholen, als auch um eine einigermaßen glaubwürdige Geschichte zu ersinnen, denn seine Ehehälfte hatte ihm in der Nacht, bevor sie wieder einschlief, zu wiederholten Malen eingeschärft: »Ich sage Dir, Barigoule, morgen mußt Du mir deine nächtlichen Wanderungen erklären.«

Hermelinde, die immer früh aufstand, um die Dienstboten zu beaufsichtigen und den Kaffeh zu machen, hatt längst gefrühstückt und schon ein halbes Dutzend Prisen genommen. Von Zeit zu Zeit machte sie einen Abstecher i

das Schlafzimmer, warf einen argwöhnischen Blick auf das Bett, in welchem ihr Gemal lag, und murrte:

»Nein, nein! ich bin nicht so dumm, wie manche Leute glauben . . . man geht nicht in den sechsten Stock hinauf, wenn man Alles, was man nur wünschen kann, auf dem Gange hat . . . Und der plastische Ueberzug auf dem Gesicht . . . das geht nicht mit rechten Dingen zu . . . aber ich werde das Räthsel schon lösen.«

Barigoule, der sich schlafend stellte, fing an zu schnarchen.

»Madame,« sagte die Köchin, die mit einem verdrießlichen Gesicht eintrat, »wird Monsieur noch nicht aufstehen? . . . Sein Kaffee steht schon seit einer Stunde am Feuer, ich habe ihn schon dreimal gewärmt . . . bald wird nichts mehr im Topfe seyn.«

»Was kümmert mich das? Desto schlimmer für den Herrn; warum steht er so spät auf!«

»Aber es ist schrecklich langweilig, den Kaffee immer wieder zu wärmen . . . dann werden Sie sagen, ich verbrauche zu viele Kohlen, ich sey nicht achtsam, nicht sparsam genug . . .«

»Ich sage was mir gefällt, Jungfer Lolotte, ich lasse mir nicht gern Einwendungen machen . . .«

»Einwendungen! man darf heutzutage wohl nicht einmal mehr antworten!«

»Nein, Jungfer Lolotte, wenigstens nicht so . . . Sie nimmt einen Ton an . . . da mein Mann immer ihre Partei nimmt, so glaubt sie vielleicht, ich könne sie nicht fortschicken, wenn mir's beliebt . . .«

»Ihr Mann nimmt meine Partei! . . . Was meinen Sie damit, Madame?«

»Genug, ich verstehe . . . und sie versteht mich auch sehr gut!«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen!«

»Es ist gut, gehe sie hinunter und striegle sie das Pferd . . . wir fahren diesen Mittag aus, und ich will, daß sogleich eingespannt werde, wenn ich Toilette gemacht habe.«

»Das fehlte auch noch! . . . ich soll das Pferd striegeln! ich soll den Dienst eines Stallknechtes versehen! Nein, Madame, das thue ich nicht mehr. Wenn man einen Wagen halten will, so nimmt man einen Neger oder sonst ein männliches Individuum in Dienst, um das Pferd zu besorgen . . . und man nistet sich nicht im fünften Stocke ein, um die Köchin jeden Augenblick in den Pferdestall hinunter zu schicken!«

»Was sollen diese Keckheiten bedeuten, Jungfer Lolotte? Sie geht auf der Stelle hinunter und striegelt das Pferd . . .«

»Nein, Madame, ich gehe nicht. Herr Barigoule mag es selbst striegeln, das wird ihn unterhalten, er ist ja ein großer Thierfreund; aber ich bin entschlossen, den Stalldienst nicht mehr zu versehen.«

»Dann wird sie gehen!«

»Nun ja, ich gehe . . . Sie glauben mich damit wohl zu ärgern! aber ich gehe lieber heute als morgen. Wer kann's auch aushalten in einer solchen Baracke . . . bei Leuten, die Aufsehen machen wollen und einen Wagen halten . . . und dabei im fünften Stocke wohnen, und Zucker, Butter, Wein und Eingesottenes verschließen, und einer armen Köchin alle Arbeit aufbürden . . . Aber ich freue mich, daß ich nun gehe; ich hatte mir's schon lange vor-

genommen . . . ich wartete nur eine Gelegenheit ab, und jetzt gehe ich auf der Stelle!«

Bei diesen Worten legte Jungfer Lolotte ihre Schürze ab und warf sie mitten ins Zimmer.

»Lolotte, sie wird erst in acht Tagen gehen, wie es überall üblich ist.«

»Ich gehe auf der Stelle, weil ich nicht nöthig habe, acht Tage vorher den Dienst aufzukündigen! Sie müssen das wissen, Madame. Sie haben ja den Commissär gefragt und wechseln Ihre Dienstboten so oft: Sie haben in drei Monaten sechsunddreißig Köchinnen gehabt! Ich packe jetzt meinen Koffer . . . O! welche Freude! ich verlasse das Haus Barigoule! . . . ich werde nicht sagen, daß ich sechs Wochen hier geblieben bin, das wäre keine Empfehlung!«

Jungfer Lolotte hüpfte lachend und singend in ihre Küche zurück. — Madame Barigoule, über die Keckheiten ihrer Köchin im höchsten Grade entrüstet, geht wieder in das Schlafzimmer. Sie ist dem Ersticken nahe, ihr Gesicht ist violett, sie kann nicht mehr sprechen, aber schreien kann sie noch, und fest entschlossen ihren Eheherrn zu wecken, eilt sie auf das Bett zu und macht ihrem Unwillen durch Worte Luft.

»Schon wieder eine Scene! schon wieder Keckheiten von einer Köchin! Das ist die Folge deiner Schlechtigkeiten! . . . Es ist abscheulich, himmelschreiend . . . ich bekomme am Ende die Gelbsucht von allem Aerger.«

Barigoule hatte den Wortwechsel, der zwischen seiner Frau und seiner Köchin stattgefunden, sehr gut gehört, sie hatten so laut gesprochen, daß er kein Wort davon verlor,

er stellte sich jedoch, als ob er erst erwachte, rieb sich die Augen und stammelte:

»Guten Morgen, mein Hühnchen! . . . Ah! ich habe gut geschlafen . . . ich träumte von Knackwurst . . . was mag das zu bedeuten haben: Du kannst ja Träume deuten . . .«

»Geh mir mit deinen Träumen! Da sind wir wieder ohne Köchin: Jungfer Lolotte geht fort, nachdem sie mir eine Menge Grobheiten gesagt . . . sie läßt uns sitzen, und will nicht einmal die üblichen acht Tage bleiben.«

»Liebe Hermelinde, Du weißt ja was Dir der Commissär gesagt hat: wenn Du das Recht hast, einen Dienstboten auf der Stelle fortzuschicken, so kann auch ein Dienstbote fortgehen, ohne die üblichen acht Tage zu bleiben.«

»Ja, ich weiß, daß man das Recht hat, es ist möglich, aber man macht von diesem Rechte keinen Gebrauch, man macht es wie es einmal Sitte ist.«

»Wie! man macht keinen Gebrauch davon? Du hast ja der großen Claudine die Thür gewiesen . . . und sie kochte doch sehr gut!«

»Ja wohl, sie kochte recht gut, aber Du warst zu oft in der Küche bei ihr . . . Du wirst Dich noch erinnern, wie ich Euch Beide überrascht habe, der Topf war umgeworfen . . . und Jungfer Claudine war beiläufig in derselben Verfassung wie der Topf . . .«

»Sie wischte die ausgeschüttete Fleischbrühe auf . . . Du siehst aber auch in allen Dingen etwas Böses!«

»Kurz und gut, ich hatte das Recht, das Mädchen fortzujagen, ich rathe Dir nicht, von ihr wieder ein Wort zu erwähnen.«

»Und die Rothwangige, die nur zwei Tage bei uns blieb . . .«

»Die unverschämte Person blieb gleich die erste Nacht aus dem Hause.«

»Es war Faschingdinstag . . . sie war auf dem Tanzboden gewesen.«

»Ich mag keine Köchin, die sich als Elsässerin verkleidet und sich die Nacht in Schenken herumtreibt.«

»Mein Gott, ich sage ja nicht, daß Du Unrecht gethan, sie fortzuschicken . . . Aber die Kleine, die so schüchtern, so naiv aussah . . . die ist nur einen Tag geblieben . . .«

»Sie ist lange genug geblieben, um ein Glas Eingesottenes leer zu naschen und ihre Taschen mit Zucker zu füllen. Es fing gut an!«

»Wie gesagt, Du hattest Recht, sie fortzuschicken; aber Du hast ihnen den Dienst nicht acht Tage vorher gekündigt.«

»Das weiß ich wohl, aber deine Lolotte ist doch eine freche Person . . . und wenn Du Dir keine Vertraulichkeiten gegen sie erlaubt hättest . . .«

»Schon wieder das alte Lied!«

»O! ich kenne Dich! ich weiß, was Du im Stande bist! . . . Was hast Du zum Beispiel diese Nacht oben im sechsten Stocke gemacht?«

»Vielleicht ein Stelldichein . . .«

»Das sieht Dir ganz ähnlich! . . . Du kannst von Glück sagen, daß ich nicht Zeit habe, mich in diesem Augenblicke darum zu kümmern.«

»Ich möchte frühstücken . . .«

»Jungfer Lolotte hat das Pferd zum Vorwande genommen... Denke Dir, sie wollte Zephyr nicht striegeln!«

»Ich will ihn striegeln, wenn ich gefrühstückt habe.«

»Aber jetzt haben wir wieder keine Köchin . . . und immer nehmen die Plaudertaschen dein Pferd zum Vorwande! Es wird uns schwerlich eine Köchin bleiben, die ein Pferd zu besorgen und einen Wagen zu waschen hat. Ich habe Dir schon hundertmal gesagt, daß es besser wäre, einen Mann in Dienst zu nehmen; er könnte hinten aufsteigen, und es wäre anständiger und bequemer. Wir brauchten das Pferd nicht von einem Commissionär halten zu lassen, wenn wir einen Besuch zu Wagen machen. Die Equipage wird uns gewiß einmal gestohlen werden.«

»Laß mich in Ruhe, Hermelinde. Einen männlichen Dienstboten! Siehst Du denn nicht ein, daß das nicht angeht? Wer mit Pferden umzugehen weiß, kann nicht kochen, und es wäre auch nicht schicklich, daß er die Hausarbeit verrichtet . . . er würde Dich im Negligée sehen . . . nein, Hermelinde, das wäre nicht schicklich.«

»Findest Du es denn schicklicher, in die Töpfe zu gucken und unaufhörlich deinen Köchinnen nachzugehen? Man kann einen Bedienten haben, ohne in seiner Gegenwart Toilette zu machen, das ist sehr leicht.«

»Ich möchte frühstücken . . .«

»Wenn Du den Wagen nicht abschaffen willst, so müssen wir einen Bedienten nehmen!«

»Bah! ich habe seit vier Jahren Pferd und Wagen, und wir sind ohne Bedienten fertig geworden. Ueberdies ist noch ein anderer wichtiger Grund vorhanden: ein Bedienter kostet sehr viel Geld; die Leute verlangen vier- bis fünfhundert Francs . . . sie trinken Wein wie Schläuche,

stehlen das Pferdefutter . . . Das Pferd muß hungern, sie verkaufen den Hafer, das Stroh? Das fehlte noch! . . . Jetzt möchte ich frühstücken . . .«

»Nun, dann nehmen wir einen Neger.«

»Was fällt Dir ein? Glaubst Du denn, das sey eine Ersparniß?«

»Allerdings; unser Nachbar im dritten Stocke, Herr Rocheville, erzählte mir unlängst, ein Freund von ihm, Herr Fouillasse, ein sehr hübscher junger Mann, den ich oft in seiner Gesellschaft gesehen habe . . . er hat mir sogar Billets zu einem Theater angeboten, dessen Director er wird, wenn er eine hinlängliche Anzahl Actionäre hat.«

»Was für ein Theater?«

»Auf dem Boulevard . . . Ich erinnere mich nicht genau mehr wie es heißt. Es ist ein Theater, das immer geschlossen wird, wenn es offen ist, und geöffnet wird, wenn es geschlossen ist.«

»Was sagte denn Rocheville?«

»Sein Freund Fouillasse habe jetzt einen Neger, der ihm nur dreiunddreißig Sous koste.«

»Ich begreife nicht, Hermelinde, wie Du Dir so etwas aufbinden lassen kannst! Du weißt ja, daß Rocheville ein Spaßvogel ist, er hat sich über Dich lustig gemacht.«

»Aber ich habe den Neger gesehen . . . ich habe ihn gesehen, er ging einige Schritte hinter seinem Herrn, der unsern Nachbar besuchte . . . Er ist sehr schön schwarz, und trägt einen weißen Paletot. Er scheint seinem Herrn wie ein Hund zu folgen, und bekömmt keinen Lohn. Sein Herr gibt ihm nur Kost und Kleider, und dafür muß er beim Dessert Ne-

gerlieder singen; auf Verlangen tanzt er auch und accompagnirt sich mit Kokusnüssen.«

»Und das erzählst Du mir, als ob es wahr wäre! ... Jetzt will ich frühstücken.«

»Ja, versuch's nur. Jungfer Lolotte hat Dir deinen Kaffeh nicht gewärmt.«

»Das will ich doch sehen ...«

»Nein, das leide ich nicht, Du gehst nicht in die Küche, bis das Mädchen fort ist ... Ich will deinen Kaffeh holen und mit ihr abrechnen; es wird bald geschehen seyn.«

Nach einer halben Stunde saß Barigoule endlich vor seiner Tasse Kaffeh, die kaum halb voll war, und Hermelinde ging triumphirend im Zimmer auf und ab, weil die Köchin mit ihren Habseligkeiten fort war.

»Jetzt haben wir aber keine Köchin,« sagte Barigoule, der sich vergebens bemühte, ein großes Stück Brot in den Kaffeh zu tunken.

»Ich gestehe, daß es mir um diese nicht leid ist.«

»Es wäre auch die Erste ... Doch nein, um Eine war Dir's leid ... die buckelig und einäugig war ...«

»Das ist wahr, aber Dir behagte sie nicht!«

»An Mißgeburten habe ich nie Geschmack gefunden.«

»Wenn die Mißgeburt gut arbeitet, so liegt mir nichts daran wie sie aussieht.«

»Aber in einer kleinern Haushaltung, wo man nur eine Magd hält, sieht man sie fast den ganzen Tag; ich halte es doch für angenehmer, ein leidliches Gesicht vor Augen zu haben, als unaufhörlich einen widerlichen Gegenstand zu sehen.«

»Wenn man solche Gegenstände nicht anschaut, sieht man sie nicht . . .«

»Du meinst also, ich soll die Augen zudrücken oder verbinden, wie Cupido, wenn die Mißgestalt in meine Nähe kömmt oder mich um etwas frägt . . . Ach! man hat wohl Recht zu sagen: Die Eifersucht ist blind . . . Aber Du wirst doch für eine neue sorgen?«

»Sey nur ruhig, ich habe schon bei dem Bäcker, bei dem Fleischer und Krämer angefragt. Der Letztere kennt eine Person, die er ungemein lobt.«

»Wie gewöhnlich; man hat Alle gelobt, die wir gehabt haben... oder vielmehr, die Du fortgeschickt hast.«

»Höre, Barigoule, es ist doch ungeheuer nobel, einen Neger zu halten . . . und wenn man ihn für dreiunddreißig Sous haben kann . . .«

»Du scheinst die Neger sehr in Affection genommen zu haben . . . Nun, wenn der Herr mir den seinigen abtreten will, so sage ihm, daß ich ihm hundert Procent Nutzen biete.«

»Gut, ich will's unserm Nachbar Rocheville sagen.«

»Du scheinst sehr oft mit ihm zu reden. Nimm Dich in Acht, Hermelinde, Du wirst ins Gerede kommen, denn unser Nachbar soll ein wahrer Ausbund seyn . . .«

»O! Du stellst Dich wohl gar eifersüchtig! Das steht Dir gut an; Du schleichst in der Nacht wie eine Katze umher . . . vermuthlich um oben mit den Blumenmacherinnen zu plaudern.«

»Da fängst Du schon wieder an, Hermelinde! Das ist nicht auszuhalten . . . . ich will anspannen.«

»Du willst ausfahren?«

»Ja, ich habe Geschäfte an der Börse.«

»An der Börse! . . . Das ist nicht wahr . . . Du fährst anders wo hin . . . Aber ich brauche die Calesche auch . . .«

»Wozu denn? Um auf den Markt zu fahren? Willst Du etwa den Blumenkohl im Wagen holen? Das fehlte noch!«

»Und Du wirst mir auf der Börse wohl eine Köchin bestellen wollen?«

»Das wäre gar nicht unmöglich; es werden an der Börse vielerlei Geschäfte gemacht. Wahrhaftig, die Köchinnen sollten auf den Courszettel gesetzt werden.«

»Auf den Courszettel? . . . Was meinst Du damit? Gewiß wieder eine Unanständigkeit!«

Barigoule hält es nicht für nothwendig, seiner Ehehälfte zu antworten.

Er geht hinunter, um Zephyr zu striegeln; aber auf der Treppe sieht er sich oft um, in der Erwartung, die schalkhafte Coralie zu bemerken; aber er bemerkt nur eine Austernschale, welche die kleine Marie in der Küche vergessen hatte, und die sie nun ihrem Nachbar an den Kopf wirft.



II.

Die Eine durch die Andere.

Augusta hat sich gegen halb neun Uhr Abends zu ihrer Freundin Coralie begeben; sie will erstens das Versprechen halten, das sie dem armen Cotonnet gegeben, und zweitens ist sie sehr neugierig, ob ihre Freundin ihr neue Mittheilungen zu machen hat.

Sie hat den kurzen Weg schnell zurückgelegt; trotz ihrer Eile hat sie wohl bemerkt, daß ihr Niemand nachging, und sie denkt: »Wahrscheinlich glaubt man mich beim Opernhaus zu finden.«

Als Augusta in den fünften Stock kömmt, hört sie, daß oben eine Thür hastig zugeschlagen wird; dann stürzt ein Mann so schnell die Treppe herunter, daß er auf dem Gange im fünften Stocke beinahe niedersinkt.

Sie erkennt den langen Varigoule, obgleich er sein Schnupftuch vor's Gesicht hält, als ob er Zahnschmerzen hätte; er macht eine Verbeugung, huscht an ihr vorüber und eilt, ohne an seiner Thür stehen zu bleiben, die Treppe hinunter.

»Sollte er von Coralie kommen?« denkt Augusta, während sie die letzte Treppe hinaufsteigt. »O nein! ich kann nicht glauben, daß sie diesem Manne Gehör schenkt. Das wäre unrecht . . . sehr unrecht. Er hat auch durchaus nichts Anziehendes . . . Aber es ist doch sonderbar:

die Thür wurde so hastig zugeschlagen, und er stürzte die Treppe hinunter . . .«

Augusta hat inzwischen angeklopft, und nach einer Weile erscheint Coralie und öffnet die Thür. Sie gähnt, reckt die Arme aus und reibt sich die Augen als ob sie eben erwacht wäre.

»Sieh da! Du bist's, Augusta?«

»Ja . . . hast Du schon geschlafen?«

»Mein Gott, ja, ich weiß nicht wie es zugeht, aber ich war bei der Arbeit eingeschlafen . . .«

»Das ist sonderbar, Du bleibst doch sonst gern lange wach . . . Aber wenn Du zu Bett gehen willst, so will ich Dich nicht stören, ich gehe . . .«

»Nein, nein, komm doch herein . . . Das fehlte noch! ich sollte mich um halb neun schlafen legen, mit den Hühnern zu Bett gehen! . . . Nein, ich hatte Lust spazieren zu gehen, es ist so schön . . .«

»Nun, ich will Dich nicht abhalten.«

»Aber ich kann nicht ausgehen, weil ich eine dringende Bestellung habe . . . ich muß arbeiten, obgleich es mir gar kein Vergnügen macht.«

Augusta geht in das Zimmer; sie sieht auf den ersten Blick angefangene Blumen, Geräthe zum Arbeiten, einen Roman, einen Teller mit einem Stückchen Pastete, ein angeschnittenes Brot, eine Flasche, ein Glas und einen Arbeitskorb mit Pflaumen. Alles dies scheint zu sorgfältig aufgestellt, um natürlich zu seyn.

Augusta setzt sich und nimmt ihre Arbeit zur Hand. Coralie geht ab und zu, nimmt eine Blume, dann eine andere, sucht in ihrer Commode, zieht alle Schubfächer auf, nimmt einen Stuhl, ohne sich darauf zu setzen, läßt ihre

Werkzeuge fallen, sucht sie unter dem Tische, nimmt endlich Platz, als ob sie arbeiten wollte, steht aber bald wieder auf und fängt ihre Zimmerpromenade von vorne an.

Augusta scheint das ganze Treiben nicht zu beachten. Endlich wird Coralie des Herumhüpfens müde, sie bleibt vor ihrer Freundin stehen und sagt:

»Willst Du von meiner Pastete kosten? sie ist sehr gut.«

»Nein, ich danke Dir, ich habe keinen Hunger . . . es ist noch nicht lange, daß ich gegessen habe.«

»Ich esse sehr oft Pastete; es ist sehr bequem, man braucht kein Feuer zu machen.«

»Das ist wahr, aber ich mache doch lieber Feuer und esse etwas Warmes.«

»O! im Sommer liegt mir nichts daran . . . Doch ich muß mich entschließen zu arbeiten.«

»Du hast Recht, wenn Du eine eilige Bestellung hast.«

»Aber es ist doch recht langweilig, das ewige Einerlei . . . immer Blumen machen! Das ist ein trauriges Leben!«

»Wenn Du Strümpfe stopftest, würde ich deine Langweile begreifen; aber Blumen . . . das ist doch gewiß keine unangenehme Arbeit . . . Es ist hübsch, man kann selbst etwas erfinden, und seinen Geschmack zeigen; Du machst ja auch nicht immer eine und dieselbe Blume.«

»Man sieht wohl, daß Du keine Blumen magst . . . Apropos, Augusta, ich wußte wohl, daß ich Dich um etwas fragen wollte . . . Warst Du neulich auf dem Ball zu Auteuil?«

»Ich?« antwortete Augusta, die sich auf ihre Arbeit neigte, um ihr Erröthen zu verbergen. — »Nein; wozu diese Frage?«

»Weil mir Jemand versichert . . . auf das Bestimmteste versichert hat, er sey Dir bei dem Pfuhl begegnet. Da man aber nicht nach Auteuil zu gehen pflegt, um den Pfuhl zu betrachten, so dachte ich, Du seyst auf dem Ball gewesen, der ganz in der Nähe ist.«

»Die Person, die Dir das gesagt, hat sich geirrt.«

»Das ist möglich! im Grunde bist Du ja Niemanden Rechenschaft von deinem Thun und Lassen schuldig.«

Augusta unterdrückte einen Seufzer, und sagte nichts mehr.

Coralie entschloß sich endlich, ruhig zu sitzen und wirklich zu arbeiten. Aber sie sah Augusta verstohlen an, als ob sie ihr Gesicht beobachten wollte.

Eine Weile wechselten die beiden Mädchen einige unbedeutende Worte; Coralie aber konnte ihre Lachlust kaum unterdrücken.

»Augusta,« sagte sie, »ist Dir Niemand auf der Treppe begegnet?«

»Ja wohl, ein Herr, der das Schnupftuch vor's Gesicht hielt, und so hastig hinunterstürzte, daß er auf dem Gange beinahe niederfiel.«

Coralie konnte sich nun nicht mehr halten, sie brach in ein lautes Gelächter aus.

»O! wenn ihn seine Frau gesehen hätte! . . . Denke Dir, es war der lange Zeisig Barigoule. Der langweilige Mensch fragte mich, warum ich ihm diese Nacht die Brotsuppe ins Gesicht geschüttet . . . O! Du weißt nicht, daß wir eine sehr stürmische Nacht gehabt haben . . . und

groteske Abenteuer in Menge, und dicht vor meiner Thür! Ich glaube, das ganze Haus hatte sich versammelt!«

»Ich weiß es . . .«

»Wirklich! . . . von wem denn?«

»Von Cotonnet, der mir sein Leid geklagt hat . . . der arme Mensch! Du hättest ihn nur sehen sollen, wie er zu mir kam und bitterlich weinte, daß Du ihm so unbarmherzig die Thür gewiesen. Du weißt, daß ich nie lüge, und ich versichere Dir, daß er die Austern mitgebracht hatte; gestern Abends, als ich von Dir fortging, sah ich ihn auf der Straße . . . er saß auf einem Brunnenstein vor deinem Hause, er getraute sich nicht mehr herauf, denn der Hausmeister hatte ihm gesagt, Du seyest ausgegangen, und gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen, ohne Dir die Austern anzubieten, die er für Dich gekauft hatte. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß er den Austernkorb unter dem Arme trug, und ich versprach ihm, Dir's zu sagen, denn er grämt sich sehr, daß er deine Liebe verloren hat; Du sollst nicht glauben, er habe Dir etwas angeboten, was er nicht hatte . . . Jetzt, Coralie, weißt Du die Wahrheit. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Du Dich mit Cotonnet aussöhntest, denn ich bin überzeugt, daß Du nie einen Mann finden wirst, der Dich so aufrichtig liebt wie er.«

Das schalkhafte Gesicht der Blumenmacherin blieb vollkommen ruhig, während Augusta sprach. Als diese schwieg, verflossen einige Augenblicke, ohne daß Coralie das Schweigen brach, endlich antwortete sie:

»Höre, Augusta, wenn Du mir das sagst, um mich mit Cotonnet wieder auszusöhnen, so gibst Du Dir ver-

gebliche Mühe . . . mein Entschluß ist gefaßt, ich will keine Bekanntschaften mehr, die zu nichts führen . . .«

»Was meinst Du damit? Cotonnet würde Dich gewiß geheirathet haben, wenn Du gewollt hättest.«

»Das meine ich nicht. Das wäre eine schöne Heirath! Er hat nicht genug zum Leben und zu viel zum Sterben, und ich verdiene blutwenig . . . und dann kommen noch Kinder, und das Elend ist da . . . Eine schöne Aussicht, fürwahr! Du siehst, Augusta, ich denke vernünftig; ich bin nicht so unbesonnen, wie man glaubt, ich denke an die Zukunft!«

»Das ist deine Sache; bereite Dir ein glückliches Loos für die Zukunft, Du hast Recht . . . Aber es ist doch Schade, daß ein Anderer dadurch unglücklich wird.«

»Unglücklich! . . . weil Cotonnet in deiner Gegenwart geweint hat, bildest Du Dir ein, er werde sich nie trösten! Es ist möglich, daß er mich geliebt hat, ich will es nicht in Abrede stellen . . . aber er wird mich bald vergessen und eine Andere lieben.«

»Du beurtheilst andere Herzen nach dem deinigen . . .«

»O! liebe Augusta, wenn Du die Männer für Muster der Treue hältst, so wirst Du sehr oft getäuscht werden!«

»Oft! nein, oft werde ich nicht getäuscht werden, denn dieser Gefahr werde ich mich nicht aussetzen.«

»Das sagst Du wohl! aber wer kann Alles vorher wissen? Das Traurigste dabei ist, daß der Einfaltspinsel Austern für mich hatte und sie sich wegstibitzen ließ.«

Augusta sagte nichts mehr, die letzte Bemerkung ihrer Freundin schien ihr so selbstsüchtig, daß sie es nicht für nothwendig hielt, zu Gunsten des armen Cotonnet etwas

hinzuzusetzen. Die beiden Mädchen arbeiteten und wechselten einige unbedeutende Worte. Es hatte längst neun geschlagen. Coralie machte Witze über den langen Barigoule, sie spottete über seine Liebe, aber gleichwohl schien sie befangen, zerstreut. Augusta dachte an das Stelldichein, zu welchem ein hübscher, junger Mann sie eingeladen hatte, und trug daher zur Belebung des Gesprächs nicht allzu viel bei. Wer den beiden Mädchen zugehört hätte, würde sich gewundert haben über das Unzusammenhängende ihres Gesprächs und über die zuweilen ganz verkehrten Antworten; aber sie bemerkten es nicht, weil sie an ganz andere Dinge dachten.

Einen Gegenstand hätte Augusta jedoch gern auf's Tapet gebracht; aber sie wollte nicht anfangen, und so oft ihr der Name Achille Rocheville in den Mund kam, kniff sie die Lippen zusammen, um ihn nicht herauszulassen.

Um zehn Uhr sagte Augusta kleinlaut: »Jetzt will ich gehen.«

»Schon!« antwortete Coralie kalt.

Dann verstrichen noch zehn Minuten.

»Ich muß wirklich gehen,« sagte Augusta, ohne jedoch ihre Arbeit zusammen zu legen. Dieses Mal gab ihre Freundin gar keine Antwort.

Es verstrichen wieder fünf Minuten, und Augusta arbeitete immer fort. Da wurde stark an die Thür geklopft.

Coralie schien verlegen. Augusta fühlte ihr Herz schneller pochen.

»Ich glaube, man hat geklopft,« sagte die Blumenmacherin.

»Ja . . . willst Du nicht aufmachen?«

»Warum denn? . . . ich hoffe übrigens, daß es Cotonnet nicht ist . . .«

»O! sey nur ruhig, der arme Mensch wird nicht mehr kommen.«

»Wenn es Barigoule ist, so will ich ihn bitten, mich in Ruhe zu lassen, sonst werde ich ihm mit seiner Frau oder mit seiner Köchin bange machen.«

Unterdessen hat Coralie die Thür geöffnet. Sie gibt ihre Ueberraschung, aber keineswegs ihren Zorn, durch einen leisen Schrei kund. Augusta hört darauf ein Geflüster, dann eine Stimme, die sehr laut antwortet:

»Nun, was liegt mir daran, ob Sie Besuch haben! Hat Ihnen Ihre Freundin etwa verboten, mich zu empfangen?«

Einige Minuten nachher kömmt Achille Rocheville mit Coralie in das Zimmer. Der junge Elegant begrüßt Augusta mit so übertriebener Höflichkeit und verneigt sich so tief vor ihr, daß sie einige Mühe hat, ernsthaft zu bleiben, während Coralie zu ihm sagt:

»Mein Gott! Sie begrüßen ja Augusta, als ob sie der Kaiser von Marocco wäre! . . . Welche Förmlichkeiten! Mich dünkt aber doch, daß Sie sie nicht zum ersten Male sehen.«

»In der That, ich habe schon das Vergnügen gehabt, Mademoiselle zu sehen; allein das ist ein Grund mehr, mich vor einer so respectabeln Person zu verneigen.«

»Man sollte glauben, Sie redeten von Ihrer Großmutter oder von einer alten Standeswitwe!«

»Ich zweifle nicht, daß Mademoiselle wegen ihrer Tugenden auf die Ehrerbietung Anspruch hat, die man der Andromache erweisen würde, wenn sie noch lebte . . .«

»Andromache! wer ist das?«

»Eine durch ihre Tugenden berühmte Frau des Alterthums.«

»Mir nicht bekannt . . . Und Du, Augusta, antwortest gar nicht auf die schönen Complimente meines Nachbars? Du nimmst sie doch nicht übel?«

Augusta hat den spöttischen Ton Rocheville's wohl bemerkt, aber sie weiß auch, daß seine Scherze nur ein Mittel sind, seinen Aerger zu verbergen, und sie antwortet heiter und beinahe lachend:

»Mein Gott! was soll ich auf alle diese Complimente und Huldigungen antworten? Es ist ja bekannt, daß Monsieur immer nur Spaß macht, und man würde eben so Unrecht haben, sich dadurch beleidigt zu fühlen, als sie für Ernst zu nehmen.«

Achille verneigt sich wieder und lispelt mit seiner süßesten Stimme:

»Wäre ich so unglücklich, Mademoiselle zu beleidigen? Dann wäre es wirklich ohne Absicht geschehen!«

»Nein, durchaus nicht, mein Herr! Ich weiß in der That nicht, warum mich Coralie in das Gespräch zieht . . . Sie sind ja nicht um meinetwillen . . . ich meine, Sie haben von interessanteren Dingen zu reden.«

Rocheville, der vor Augusta steht, sucht ihrem Blick zu begegnen; aber umsonst, sie sieht ihn nicht an und arbeitet fort

Inzwischen hat Coralie ihrem Nachbar einen Stuhl geboten.

»Haben Sie doch die Güte sich zu setzen . . . Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind, um mir guten Abend zu sagen. Aber wie geht es zu, daß Sie so früh nach Hause kommen? Das pflegt ja sonst nicht vor Mitternacht zu geschehen. Hat Ihnen vielleicht eine schöne, vornehme Dame diesen Abend nicht Wort gehalten? . . . Ich bin sehr neugierig, nicht wahr? Aber ich höre gern von Liebesintriguen erzählen; sie sind ungeheuer interessant, zumal wenn man die Personen kennt, dann ist es noch spaßhafter!«

Achille hat von dem bescheidenen Strohsessel, den ihm Coralie angeboten, Besitz genommen; er lehnt sich zurück und schaukelt sich, als ob er auf dem Boulevard-des-Italiens säße. Dabei wirft er der Blumenmacherin vielsagende Blicke zu, und schaut verstohlen, ob Augusta die Augen aufschlägt.

»Mademoiselle . . . glauben Sie nicht, daß ich aus Langweile gekommen bin, um Ihnen einen guten Abend zu wünschen . . . Ein junger Mann, der in der eleganten Welt Zutritt hat, findet immer ein gastliches Haus, wo er seine Abende zubringen kann . . . Diesen Abend erwartete man mich bei dem Herzoge von Lagrangellière . . . bei dem Vicomte von Monthabor . . . bei der Fürstin von Kranusky . . .«

»Und trotzdem kommen Sie hierher? Das begreife ich nicht . . . Wenn mich ein Prinz erwartete, so würde ich gewiß Alles im Stiche lassen, um ihn zu besuchen . . .«

»Das glauben Sie . . . wenn Ihnen der Prinz aber nicht gefiele . . .«

»O! ein Prinz würde mir schon gefallen.«

»Ihre Aufrichtigkeit entzückt mich, Mademoiselle Coralie . . . Ich sehe, daß der Bürgerstand wenig von Ihnen zu hoffen hat.«

»O! Herr Rocheville, spotten Sie doch nicht über eine arme Blumenmacherin, die im sechsten Stocke wohnt!«

»Der Stock thut nichts zur Sache, Mademoiselle. Unser Nachbar im fünften Stocke hält einen Wagen . . .«

»Apropos, wissen Sie wohl, daß Madame Barigoule schon wieder ohne Köchin ist? Sie hat Lolotte heute fortgeschickt . . . Ach! wenn Sie wüßten, was das Mädchen von den Leuten sagt . . .«

»Erzählen Sie es uns . . . Solch' ein Tritschtratsch ist oft sehr unterhaltend . . . vorausgesetzt, daß es Ihrer ernsten Freundin nicht unangenehm ist.«

Achille erwartete eine Antwort von Augusta. Diese sagte kein Wort; aber Coralie erwiederte:

»Woher wissen Sie denn, ob meine Freundin ernst ist, oder nicht?«

»Ich erlaube mir diese Bemerkung, weil Mademoiselle mir so vorkömmt.«

»Hörst Du, Augusta, Monsieur findet, daß Du ernst aussiehst.«

»Monsieur wird eine Physiognomie wohl zu beurtheilen wissen,« antwortete Augusta, ohne aufzublicken.

Achille, voll Aerger über seine fruchtlosen Bemühungen, entwirft schnell einen andern Operationsplan; er rückt der Blumenmacherin näher, und nimmt sie mitten im Gespräch von Zeit zu Zeit bei der Hand.

»Nun, der Tritschtratsch über unsere Nachbarn?«

»Monsieur Barigoule nimmt jeden Morgen ein Fußbad und Madame ein Klystir.«

»Die Leute verdienten Mahomedaner zu seyn!«

»Nehmen denn die Mahomedaner viele Klystire?«

»Wenigstens waschen sie sich sehr oft . . . Aber fahren Sie fort, der Anfang verspricht etwas.«

»Monsieur hat der Lolotte den Hof gemacht und um ihre Gunst geworben.«

»Das sagt Jungfer Lolotte? Dann ist es erlaubt, die Sache zu bezweifeln. Wenn ein Mann einmal das Unglück gehabt hat, von den Reizen einer dienenden Person angelockt zu werden, so sagt man dasselbe von Jeder, die nachher in sein Haus kömmt. Ich habe einen Mann gekannt, der eine recht hübsche Frau hatte und gleichwohl, wie wenigstens die Leute sagten, dieselbe Schwäche hatte wie unser Nachbar. Um die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, nahm er eine buckelige und einäugige Magd; das Geschwätz dauerte immer fort; er nahm eine Negerin in Dienst, er wurde eben so wenig geschont. Da kümmerte er sich nicht mehr um alle Klatschereien und nahm ein junges, sehr hübsches Mädchen in Dienst . . .«

»Ha! das muß einen Tritschtratsch gegeben haben.«

»Im Gegentheil, man behauptete, das Mädchen sey zu hübsch und müsse zu viele Anbeter haben, um ihren Herrn zu erhören . . . Sie sehen, es ist immer die Fabel von dem Müller, dem Müllerssohn und dem Esel. Der Vernünftige ist der, welcher thut was ihm gefällt, ohne sich um das Geschwätz der Leute zu kümmern . . . Ist Ihnen der Geruch der Cigarre etwa unangenehm?«

»Nein, durchaus nicht; im Gegentheil, ich rieche sehr gern Cigarren.«

»Dann will ich eine anzünden . . . wenn Mademoiselle Augusta nichts dagegen hat.«

»Keineswegs; ich habe ja hier keinen Willen, und überdies ist mir der Cigarrengeruch gar nicht unangenehm.«

Der junge Mann zieht ein elegantes Cigarrenetui aus der Tasche, zündet eine Havanna an und raucht, ohne das Gespräch zu unterbrechen.

»So! unsere Nachbarn sind schon wieder ohne dienstbaren Geist... Diable! Da muß ja Herr Barigoule selbst den Stallknecht machen . . . Sie haben eine sehr weiche Hand, Mademoiselle Coralie . . .«

»Lassen Sie meine Hand doch in Ruhe . . . ich kann ja nicht arbeiten. Lolotte hat auch gesagt, man lebe bei unseren Nachbarn sehr schlecht, man kaufe nur zähes Fleisch, das Brot sey so hart wie Schiffszwieback, und der Kaffeh so dünn wie Spülwasser. Kurz, man lebe kärglich, um Pferd und Wagen halten zu können.«

»Das würde beweisen, daß die Leute mehr auf ihre Füße als auf ihren Magen halten . . . Ihr Kopfputz steht Ihnen zum Entzücken, Mademoiselle Coralie.«

»Finden Sie das, Herr Rocheville? Ich trage ja mein Haar wie alle Tage . . . wellenförmigen Scheitel . . . das gefällt mir am besten.«

»Ich hatte es noch nicht so gut bemerkt, wie diesen Abend.«

»Wissen Sie, wer schönes Haar hat? unsere Nachbarin im vierten Stocke, Madame Houssepignole. Doch das müssen Sie längst bemerkt haben, Herr Rocheville, Sie beobachten ja die Damen immer sehr genau.«

»Sie glauben, daß ich die Damen genau beobachte?«

»Wenigstens haben Sie diesen Ruf . . . verdienen Sie ihn etwa nicht?«

»Ich lasse nie eine Gelegenheit vorüber gehen, hübschen Damen zu huldigen . . . aber nur den hübschen, und die sind nicht so häufig, wie Sie zu glauben scheinen. Madame Houssepignole, die sich jetzt Saint-Lambert nennen läßt, ist für einen Anfänger noch ganz passabel, aber ich kann versichern, daß sie mir nie gefährlich geworden ist.«

»Das wundert mich . . . man hat aber doch im Hause gesagt, Sie wären eine Woche lang zu ihr gegangen . . .«

»Man scheint hier im Hause sehr viel zu sagen. Kann man denn nicht zu einer Dame gehen, ohne ihr Geliebter zu seyn? . . . Sie sehen, Mademoiselle, daß ich ohne jede Nebenabsicht zu Ihnen komme . . .«

»O, gewiß, Herr Rocheville . . . ich weiß wohl, daß die Welt oft etwas Arges denkt, wo man ganz harmlos ist.«

»Sie haben einen wunderschönen Fuß, Mademoiselle Coralie.«

»Wann werden Sie aufhören, Herr Rocheville, über mich zu spotten?«

»Ich spotte durchaus nicht, und Sie wissen sehr gut, daß Sie einen schönen Fuß haben.«

Augusta hat ihre Stickwolle zerrissen; sie knüpft sie wieder zusammen, um sie wieder zu zerreißen; sie bietet indeß alle ihre Fassung auf, um die Galanterien, die Achille der Blumenmacherin sagt, mit Gleichgiltigkeit anzuhören; aber das weibliche Geschlecht hat einen Stolz, der in der Gefallsucht seinen Ursprung hat, und dieser Stolz wird nie ungestraft verletzt. Sind die Schönen allein, so wollen sie nicht hören, daß sie geliebt werden; aber in Gesellschaften nehmen sie es sehr übel, wenn dieses Geständ-

niß einer Andern gemacht wird. Augusta hat schon zu wiederholten Malen ihre Arbeit zusammengelegt, um fortzugehen, und gleichwohl hat sie nicht den Muth gehabt aufzustehen.

»Wissen Sie wohl, daß unsere Nachbarin im vierten Stocke einen recht artigen jungen Mann in ihren Netzen gefangen hat? . . . und ich glaube, er ist reich. Er ist erst vor kurzem hier angekommen; er meint eine brillante Eroberung gemacht zu haben, der arme Junge . . . aber ich werde ihn enttäuschen.«

»Warum denn? Wenn er zufrieden ist . . . Sie werden ihm Kummer machen. Man sollte Andern nie sagen, daß sie betrogen werden, man erweist ihnen einen traurigen Dienst damit . . . nicht wahr, Augusta? . . . Aber Du sagst ja gar nichts, Augusta! Du sitzest da wie eine Wachsfigur.«

»Ich . . . ich höre zu, und das unterhält mich sehr.«

»Mademoiselle denkt vielleicht an ihre Herzensangelegenheiten?« sagte Achille spöttisch.

»Nein, mein Herr, denn ich habe keine Herzensangelegenheiten, und in diesem Augenblicke wünsche ich mir Glück dazu.«

»Sieh! wie ernsthaft Du das sagst!«

»Ich sage es wie ich es denke.«

»Sie kennen also den Fremden, der unserer Nachbarin im vierten Stock den Hof macht?«

»Allerdings, ich war diesen Morgen nahe daran, mich mit ihm zu schlagen.«

»Sie wollten sich mit ihm schlagen! Warum denn?«

»Wegen der berühmten Houssepignole . . . aber da der Gegenstand zu unbedeutend war, so wurde die Sache

beigelegt . . . Der junge Tauber wird von seiner Andalusierin nicht so stark gerupft werden wie die Andern.«

»Sie scheinen der Dame sehr zu zürnen, Herr Rocheville . . . Wahrscheinlich haben Sie sich sehr über sie zu beklagen.«

»Nein, Mademoiselle, ich betheuere Ihnen, daß Ihre Muthmaßungen falsch sind. Wenn es sich nur um mich handelte, so wäre es eine Kleinigkeit; aber mehre meiner Freunde haben sich über die etwas allzu excentrische Handlungsweise dieser Dame zu beklagen gehabt . . . sie hat einige junge Leute auf eine zu brutale Weise gerupft. Eine Schöne mag einen Mann, der sie leidenschaftlich liebt, immerhin ruiniren . . . mein Gott, das ist nicht verboten, das sieht man noch täglich; denn manche Männer wähnen, durch große Opfer könne man eine Schöne an sich fesseln und ihren Wankelmuth besiegen . . .«

»Solche Männer wird es immer geben.«

»Das meine ich auch, Mademoiselle. Aber wenn der arme Teufel Alles dahin gegeben hat und abgewiesen wird und von Zeit zu Zeit nicht einmal ein kleines Andenken erhält . . . das ist schändlich, das bekundet ein schlechtes Herz. Eine Schöne muß die Freundin aller ihrer Liebhaber bleiben; dann sagen selbst die, welche sie ruinirt hat: Es ist doch ein gutes Mädchen!«

»Sie werden sich nie wegen einer Geliebten ruiniren, Herr Rocheville!«

»Wer weiß! Man spottet über Andere, und macht's oft eben so wie sie! . . . Ueberdies gibt es Opfer, die weit höher anzuschlagen sind, als das Vermögen . . . wenn man Glück, Ruhe, Leben opfert . . .«

»Ha! ha! ha! ... wären Sie wirklich im Stande, so etwas zu thun?«

»Ich bin zu Allem fähig, Mademoiselle. Man sieht wohl, daß Sie mich nicht kennen! ... Eine Dame, die ich liebte, sagte einst zu mir: Achille, wenn ich an Ihre Liebe glauben soll, so müssen Sie mir einen Beweis davon geben. Ich leide sehr an Nervenschmerzen; ein Mann, der viele Reisen gemacht hat, versichert mir, auf dem Gipfel des Rigi sey eine Quelle, deren Wasser zur Heilung der Nervenleiden sehr wirksam sey; ein kleines Gläschen ist genug; man befeuchtet mehrmals eine Binde, die man auf die Stirn legt, und man ist geheilt. Holen Sie mir von diesem Wasser, und ich will an Ihre Liebe glauben.«

»Wo ist denn der Rigi?«

»Der Rigi ist ein Berg in der Schweiz, zwischen dem Zuger, dem Luzerner und Lowerzer See; er ist sehr hoch. Die höchste Spitze, der Rigi-Kulm, wo ein Wirthshaus steht, ist 5676 Fuß über der Meeresfläche.«

»O mein Gott! das ist ja höher als die Thürme der Notre-Dame-Kirche!«

»Ja wohl, etwas höher.«

»Und Sie haben von dem Wunderwasser geholt?«

»Ja, ich brachte der Dame meines Herzens ein Fläschchen voll; aber als ich zurückkam, besaß ich ihr Herz nicht mehr; sie liebte einen Anderen, ich hatte meine Bergreise umsonst gemacht. Das hinderte mich nicht, als ich mich mit einer andern Dame im Schwarzwalde befand ...«

»Wieder auf einen hohen Berg zu steigen?«

»Nein ... Die Dame, die angeblich ihrer Gesundheit wegen, in der Wirklichkeit aber zu ihrem Vergnügen reiste, sagte mir eines Tages, sie leide an einem fatalen

Magenübel, und als Heilmittel habe man ihr Bärencarbonaden angerathen.«

»Das ist eine Idee! . . die Dame war gewiß in gesegneten Umständen?«

»Nein, wirklich nicht! aber sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, Bärencarbonaden wären ungemein gut für den Magen. Als galanter Cavalier gehe ich sogleich auf die Bärenjagd; ich erlege einen prächtigen Bären, und bringe meiner Schönen ein großes Stück davon; aber sie behauptet, es rieche schlecht, eilt davon und läßt mich mit meinen Bärencarbonaden allein . . .«

»Sie haben sie selbst gegessen?«

»Ja, Mademoiselle, das Bärenfleisch ist köstlich, es hat etwas Pikantes, wie junges, frisches Pöckelfleisch . . . Ein anderes Mal kömmt ein sehr hübsches, aber ungemein cokettes Mädchen auf den Gedanken, einen lebendigen Kolibri, einen wirklichen Kolibri von mir zu verlangen . . .«

»Ist das nicht ein Vogel?«

»Ja, Mademoiselle, ein außerordentlich kleiner Vogel, beinahe ein Fliegenvogel, aber merkwürdig durch den Metallglanz seiner Farben, die wie Gold, Rubinen, Topase und Saphire schimmern. Man findet diese kleinen Vögel fast nur in Brasilien, Guyana und auf den Antillen.«

»Und Sie haben jener jungen Dame einen Colibri geholt?«

»Allerdings, ich habe die Reise nach Brasilien gemacht, und es ist mir gelungen, einen wunderhübschen lebenden Colibri mit zurückzubringen; aber als ich mit meinem Vogel ankam, hatte sich das Fräulein von einem jungen Perser, der zu seiner Belehrung in Frankreich reiste, entführen

lassen . . . Ich hatte die Reise nach Brasilien also umsonst gemacht.«

»Und Ihr Colibri?«

»Ich machte dem naturhistorischen Museum ein Geschenk damit; man hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn auszustopfen, um ihn sicherer aufbewahren zu können.«

Augusta hat die wunderbaren Erzählungen Rocheville's schweigend angehört; sie hat indeß durch eine eigenthümliche Bewegung ihrer Mundwinkel zu erkennen gegeben, daß sie den Heldenthaten des jungen Herrn keinen unbedingten Glauben schenkt.

Wahrscheinlich aus Aerger über den Effect, den er auf Augusta macht, rückt Rocheville der Blumenmacherin noch näher, wirft seinen Cigarrenstumpf auf die Erde und scheint gesonnen, das Herz der Letztern noch wirksamer zu bestürmen. Coralie erwiedert seine feurigen Blicke mit cokettirender Ziererei.

»Wie, Herr Rocheville!« sagt sie, »das thun Sie für Mädchen, die Sie lieben! das ist sehr schön von Ihnen!«

»Und das wundert Sie?«

»Ja, ich gestehe, daß ich ganz erstaunt bin . . . und Du, Augusta, findest Du das nicht sehr stark?«

»Ich! keineswegs, ich staune über nichts was Monsieur erzählt. Er könnte sagen, er habe sich schon einige Male aus Liebe erschossen, ich würde es ihm eben so gut glauben.«

»Hören Sie wohl, Herr Rocheville? . . . Augusta macht sich über Sie lustig . . . Aber lassen Sie mich doch in Ruhe . . . das ist m e i n Knie!«

Dieses Mal steht Augusta schnell auf, legt ihre Ar-

*

heit zusammen, schiebt ihren Stuhl zurück, und ist in einer Minute an der Thür.

»Wie! Du gehst schon?« sagte Coralie; »Du wolltest freilich schon lange fortgehen . . .«

»Ja, ich hatte vergessen, wie viel Uhr es ist . . . aber ich will mich beeilen . . . Gute Nacht, mein Herr, gute Nacht, Coralie.«

Augusta eilt zur Thür hinaus, ohne auf den schönen Mann einen Blick zu werfen und ohne ihre Freundin anzuhören, die ihr nachruft:

»Warte doch, ich will Dir leuchten.«

III.

Monsieur Valdener.

Der Sonntag ist gekommen. Benjamin Godichon, eingedenk der Einladung Montbreilly's, sieht dem Augenblicke, der ihn wieder in die Gesellschaft Rocheville's bringen soll, mit Vergnügen entgegen; er wünscht ihn aus mehren Gründen wieder zu sehen und mit ihm zu plaudern.

Am Sonnabend hat er Bertha wieder gesehen, und auch am Sonntag Morgen hat er ihren Besuch erhalten. Madame Saint-Lambert ist noch immer eben so zärtlich, eben so leidenschaftlich, ihre Liebe wird feuriger, droht aber einen tragischen Charakter anzunehmen. Denn Bertha verhehlt ihm nicht, daß er die kleinste Treulosigkeit mit dem Leben büßen müsse, daß sie ihn sammt ihrer Nebenbuhlerin erdolchen, erschießen oder vergiften werde.

Sobald diese Präliminarien festgesetzt und angenommen sind, ist Bertha ganz Zärtlichkeit, ganz Hingebung; aber beim Fortgehen fällt ihr immer ein, daß sie Einkäufe zu machen hat, und sie ist zu zerstreut, um zu Hause an ihre Geldbörse zu denken. Es ist also ganz einfach, daß sie sich an ihren Freund wendet! Sie bittet ihn um eine Banknote von fünfhundert Francs, mit der Versicherung, ihm die Kleinigkeit bei erster Gelegenheit zurückzugeben. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieses Geld der Luftspiegelung in der Wüste ähnlich ist: man sieht es immer in täuschender Nähe, aber man erreicht es nicht.

Benjamin war freilich ein Neuling und bis über die Ohren verliebt, aber am Sonntage fand er doch, daß ihm seine neue Bekanntschaft sehr theuer zu stehen kam. »Wenn ich jeden Besuch meiner zärtlichen Freundin zu fünfhundert Francs rechne,« dachte er, »so kostet sie mir wöchentlich dreitausend fünfhundert Francs, und wenn das so fortgeht, so komme ich in einem Monate auf fünfzehntausend Francs.« Das fand er denn doch etwas zu theuer, selbst für eine Geliebte, die ihm versprochen, ihn zur Strafe für die kleinste Untreue zu erdolchen.

Um so mehr, da seine Liebe nicht im Zunehmen war, wie die Leidenschaft seiner Andalusierin; er wurde im Gegentheil ruhiger, gelassener, denn die feurige Saint-Lambert war in Gunstbezeigungen eben so freigebig wie er in Banknoten.

Die Frauen begehen oft den Fehler, daß sie mit ihren Leidenschaften zu verschwenderisch sind und ihnen keinen Zügel anlegen wollen. Ein mit Liebe vollgepfropfter Anbeter ist wie ein Kind, dem man mehr Milchbrei eingegeben

hat, als es verlangte, und das nimmt ihm für eine Zeit lang den Appetit.

Benjamin wünscht daher, mit Achille Rocheville zusammen zu treffen, um ihn für den Fall, daß seine Liebe zu Bertha erlöschen würde, um Rath zu fragen; er würde dann das Verhältniß gern abgebrochen haben, ohne sich der Gefahr des Erdolchens auszusetzen.

Um halb sechs Uhr ging Benjamin über den Boulevard Montmartre; er wird von Albert Monbreilly angeredet, der mit einem herkulisch gebauten, aber sonst nicht unangenehmen jungen Manne Arm in Arm geht.

»Es freut mich, daß Sie meine Einladung nicht vergessen haben,« sagte Montbreilly, der Benjamin die Hand reicht.

»Wenn man einen Genuß zu erwarten hat, wird man ihn wohl nicht vergessen.«

»Ich hoffe, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht wird. Erlauben Sie mir, Ihnen einen unserer Tischgenossen, Herrn Sinagria, vorzustellen; er ist ein Grieche und nach Frankreich gekommen, um Medicin zu studiren; aber er findet in Paris so viel Merkwürdiges zu studiren, daß ihm für die Medicin nur sehr wenig Zeit übrig bleibt.«

Der gigantische junge Grieche antwortet in sehr gutem Französisch, wenn auch mit etwas fremdartigem Accent:

»O ja . . . Paris ist eine sehr angenehme Stadt; man kann sich auf die verschiedenste Art unterhalten, selbst ohne Geld auszugeben. Auf den Boulevards ist so viel zu sehen, zu beobachten . . . ganz abgesehen von den Damen, die wohl einer besondern Erwähnung werth wären; sie haben etwas Eigenthümliches, das ich nicht mit Worten auszudrücken weiß, das aber unwiderstehlich für sie ein-

nimmt . . . Wenn ich wieder in Constantinopel bin, so wird mein einziger Wunsch seyn, sogleich wieder nach Paris zu gehen.«

»Es wäre viel einfacher, wenn Sie gar nicht nach Constantinopel zurückgingen.«

»Das ist nicht möglich . . . meine Familie erwartet mich, aber ich werde erst im nächsten Frühjahr abreisen, ich habe Zeit, Erinnerungen zu sammeln. Sehen Sie, da ist eine sehr hübsche Dame . . . und es ist so angenehm, daß man ihre Gesichter sehen kann. In Constantinopel sind alle Frauen verschleiert; nur die Weiber der niedrigsten Volksclassen zeigen ihr Gesicht.«

»Hier, lieber Sinagria, sind die Damen nicht so grausam und wenn sie sich verschleiern, kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie uns nichts sehr Anlockendes zu zeigen haben; aber ich hoffe doch, daß Rocheville nicht auf sich warten lassen wird, wie er gewöhnlich zu thun pflegt.«

»Wenn es seine Gewohnheit ist, so wird er sie uns zu gefallen, schwerlich ändern.«

»Er ist ein sehr guter Mensch, aber Pünktlichkeit hat er noch nicht gelernt.«

»Ob er die Damen auch wohl warten läßt, wenn ein Stelldichein verabredet ist?«

»Da fangen Ihre Fragen schon wieder an! Herr Benjamin, dieser herkulische Grieche ist der neugierigste Mensch, den uns der Orient jemals zugeschickt hat.«

»Ich bin ja nach Frankreich gekommen, um mich zu unterrichten und durch Fragen wird man klug.«

Ein Herr von etwa vierzig Jahren und wie ein Dandy

gekleidet, kömmt über den Weg und begrüßt Albert Montbreilly.

»Ei guten Abend, Herr Montbreilly, ich vermuthete Sie gar nicht mehr in Paris; man hat Sie so lange nicht gesehen! In Ihrem Alter soll man nicht so eingezogen leben. Glauben Sie mir, Sie werden schmerzlich vermißt.«

»Sie sind sehr gütig,« erwiederte Montbreilly »und in der Gesellschaft erweist man mir viel Ehre, an mich zu denken. Aber ich bin nie ein großer Freund von sogenannten Unterhaltungen gewesen. Soireen, Bälle, Spiele haben wenig Reiz für mich. Vielleicht wird sich künftig mein Geschmack ändern, für die Zukunft kann man nicht bürgen.«

»Erst vor Kurzem war bei Frau von Servigny die Rede von Ihnen; sie gab im vorigen Monate ein allerliebstes Fest in ihrem Landhause.«

»Ich weiß es, ich erhielt eine Einladung.«

»Aber Sie sind nicht gekommen. Das war Schade, Sie würden sich vortrefflich unterhalten haben. Die schönsten Damen aus Paris waren da und dann viele berühmte Künstler und Schriftsteller, kurz, die Salons und Gärten waren voll von Berühmtheiten jeder Art. Es wurde Komödie gespielt. Sie wissen, daß Servigny in seinem Park ein Theater angelegt hat?«

»Nein, ich wußte es nicht.«

»O! es ist eine köstliche Unterhaltung. Sie wissen, daß man das bürgerliche Lustspiel sehr gern sieht, aber gemeiniglich spielt man in einem Salon, den man in ein Theater verwandelt und dabei Alles, was im Wege ist, abreißt und zu Grunde richtet. Servigny hat gedacht, man

würde diese Unterhaltung mitten in seinem Wäldchen weit besser genießen und er hat ein Theater errichten lassen. Es ist alles da, Vorhang, Coulissen, Lampen . . . Decorationen, von Devoir gemalt. Sie können denken, daß er mit seinem kleinen Theater Furore macht. Jedermann will spielen und die Dilettanten klagen immer über zu wenig Vorstellungen.«

»Aber wo sitzt denn das Publicum? Hat man auch einen äußern Schauplatz erbaut?«

»Nein, das Publicum ist im Freien, im Schatten der Bäume, auf einem eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Raume. Alles dies hat etwas Ländliches, Pittoreskes, das den Reiz der Unterhaltung verdoppelt. Wenn die Scene einen Wald vorstellt, so wird im Hintergrunde kein Vorhang herabgelassen, und man hat einen natürlichen Wald. Das ist sehr hübsch und man erzielt sehr wirksame Lichteffecte.

»Sie spielen vermuthlich auf diesem Theater, Herr Baldener?«

»Ich habe es noch nicht gewagt, aber man hat mich aufgefordert, eine Rolle zu übernehmen. Wahrscheinlich werde ich in dieser Saison debutiren. Aber verzeihen Sie, Herr Montbreilly, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen.«

Als der vierzigjährige Dandy fort war, sagte der Grieche zu Montbreilly:

»Wer ist dieser Herr?«

Montbreilly antwortet lächelnd:

»Ich würde Sie für unpäßlich gehalten haben, lieber Freund, wenn Sie diese Frage nicht gethan hätten. Herr Baldener ist ein Weltmann im wahren Sinn des

Wortes, ein Genußmensch; er fehlt bei keinem Feste, bei keiner Unterhaltung; an Einem Abend sieht man ihn an mehren Orten, denn er vervielfältigt sich, um sich überall zu zeigen. Er ist gewohnt, zu gefallen, gesucht, ersehnt, gefeiert zu werden; er fürchtet an seinem Rufe zu verlieren und ich glaube, daß ihm die Größe seines Rufes bereits etwas lästig wird.«

»Wie? ich verstehe Sie nicht recht.«

»Ich will mich deutlicher erklären. Wenn man jung ist, und die Vergnügungen liebt, so opfert man ihnen Zeit, Gesundheit, Vermögen. Aber man ist jung und glaubt eine unermeßliche Zeit vor sich zu haben. Die Gesundheit bietet den Excessen Trotz, oder wenn sie zuweilen wankt, so nimmt sie bald wieder ihre herausfordernde rücksichtslose Haltung an. Das Vermögen, das man vergeudet, kann wieder kommen, man kann ein neues, man kann zehnmal mehr erwerben, als man gehabt hat. Das Geld ist ja geschlagen, um in Umlauf zu kommen. So denken die jungen Lebemänner, wenn sie sich anders die Mühe nehmen zu denken. Aber wenn man das vierzigste Jahr erreicht hat, scheint die Zeit mit Riesenschritten fortzuschreiten, man bemerkt mit Schrecken, daß man zu altern beginnt; die durch Excesse abgenutzte Gesundheit ist nicht mehr so kräftig; das Vermögen ist noch eben so leicht zu verthun, aber man hat durch Erfahrung gelernt, daß es nicht immer so leicht wieder zu ergänzen ist. Man ist indeß an Zerstreuungen gewöhnt. Man hat ein Leben geführt, in welchem man sich eigentlich nicht angehört, man gefällt sich noch immer in Eroberungen, in glänzenden Cirkeln und mag die bisherige Lebensweise nicht ändern. Glauben Sie, daß man an den Genüssen, denen man sich so lange ergeben, noch Geschmack

findet? Nein, gewiß nicht, man wird blasirt, übersättigt, man würde gern die schönsten Feste für einen Tag der Ruhe, die glänzendsten Bälle für eine Nacht erquickenden Schlafes hingeben! Aber wenn man das thäte, würde die Welt sagen: »Monsieur Der und Der gehört nicht mehr zu uns; man sieht ihn in diesem Winter weit seltener als sonst . . . Man sieht wohl, daß er altert; er ist nicht mehr was er war . . .« Er altert! begreifen Sie wohl die Wucht dieses verhängnißvollen Wortes, lieber Freund, zumal in unserm schönen Frankreich, wo dem Alter nicht die Ehre erwiesen wird, die es bei weniger civilisirten Nationen findet. Unser Weltmann will durchaus nicht altern, er ist fest entschlossen, immer jung zu bleiben, oder wenigstens alles aufzubieten um jung zu scheinen. Er besucht daher die Soireen, Bälle und andere Feste wie früher; er macht alle von jungen Leuten veranstalteten Partien mit, oft sogar ist er der Anführer, und nicht selten begeht ein Mann von reifem Alter mehr Excesse und Thorheiten als ein junger Mensch immer in der Absicht, sich ein jugendliches Ansehen zu geben. Es versteht sich, daß er sorgfältigere Toilette macht und sich geckenhafter kleidet als vor zwanzig Jahren, daß er gegen Damen galanter, zuvorkommender ist als je! Und glauben Sie nicht, daß dieser scheinbar mit Rosen bestreute Lebensweg für den Fünfziger schrecklich ermüdend ist und daß er, um seinen Ruf zu bewahren, oft Ruhe, Gesundheit, Zukunft opfern muß . . . Dies war und ist, wenn ich nicht irre, das Leben dieses Herrn, mit dem ich so eben sprach. Er ist älter als fünfzig . . .«

»Nicht möglich! er scheint kaum vierzig zu seyn.«

»Ich versichere Ihnen, daß er älter als fünfzig Jahre ist; aber er ist ein vollkommener Stutzer, ein eingefleischter

Genußmensch und er bietet Alles auf, um diesen Ruf selbst mit den schwersten Opfern zu bewahren.«

»Finden Sie es denn so unangenehm, immer jung zu scheinen?«

»Das wäre keineswegs unangenehm, wenn es ganz natürlich zuginge, wenn es eine Naturgabe wäre! Aber wenn es so viele Mühe kostet, ist es sehr gefährlich, und die Veränderungen sind schreckenerregend. Es wird fürchterlich seyn, wenn Valdener anfängt zu altern!«

»Aber es ist nicht zu läugnen,« erwiederte Benjamin, »er sieht sehr gut aus, er ist schlank, hat eine geschmeidige, ungezwungene Haltung; seine Züge sind schön und regelmäßig.«

»Ja, aber sein Gesicht hat wenig Ausdruck, oder vielmehr es bekundet den Mann, der nur mit sich selbst beschäftigt ist, der wähnte, kein weibliches Wesen könne ihm widerstehen, weil er blond war und große blaue Augen hatte, und noch immer in diesem Wahne lebt.«

»Sie scheinen den Herrn nicht leiden zu können.«

»Selbstgefällige Menschen kann ich nicht leiden.«

»Was treibt denn dieser Herr Valdener?« fragte der riesige Sinagria mit seinem weichen Accent.

»Ich glaube es Ihnen schon gesagt zu haben . . .«

»Dann muß er Vermögen haben, denn zu einem solchen Leben braucht man viel Geld.«

»O ja, er hat Vermögen; er macht Geschäfte an der Börse . . . Ich weiß nicht ob er immer speculirt; ich bin nicht zu meiner Belehrung in Paris, und ich gestehe, daß mich das wenig kümmert . . . Ah! da ist Rocheville . . . und Durbinot auch! das ist schön!«

Achille Rocheville erschien in Begleitung eines jungen Mannes von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, dessen Gesicht recht hübsch, aber blaß und abgespannt ist. An seinen gerötheten Augen sieht man, daß er die Nacht durchschwärmt hat. Sein Gesicht wird vollends originell durch große, hervorstehende Augen, deren Blick unruhig und unstät ist.

»Da bin ich, meine Herren! Zürnen Sie mir nicht!« sagte Achille, die Gesellschaft anredend. »Die Verzögerung ist nicht meine Schuld, ich erwartete Arthur, der mich abholen wollte und nicht kam . . .«

»Weil mir ein Ereigniß begegnet ist,« antwortete der blasse junge Mann.

»Dir begegnet immer etwas Außerordentliches ... Du bist immer ereignißvoll! Du solltest Associé eines Theaterdichters werden, Du könntest ihm die Knalleffecte liefern. Spare uns dein Ereigniß bis zum Diner auf; mit Chambertin und Champagner begossen, kann es nur gewinnen . . . Herr Benjamin, es freut mich unendlich, Sie wieder zu sehen. Ich hoffe, wir werden heute nähere Bekanntschaft machen . . . Ehrerbietigen Gruß dem größten Manne des neuen Griechenlandes! Ihr Vaterland muß gern groß thun, Sinagria, daß es uns einen Recken von Ihrer Größe schickt!«

»Was wollen Sie damit sagen, Monsieur de la . . . ich weiß nicht, ob ich das Wort riskiren darf . . .«

»Riskiren Sie es nur, Theuerster, ich lasse mir's ruhig gefallen, wenn Sie einen Witz machen wollen. Sie sind ja ohnedies kein Fremder.«

»Ja, aber bevor ich spreche, überzeuge ich mich gern, ob mein Ausdruck . . . parlamentarisch ist. Ich getraute

mich nicht, Sie Monsieur le Blagueur zu nennen, denn ich habe gehört, das Wort sey etwas gewagt, aber seit Kurzem in die feinste Conversationssprache aufgenommen.«

»Allerdings, Blagueur hat das akademische Bürgerrecht erhalten. Die französische Sprache ist ja nicht so reich! warum sollte man ihr nicht von Zeit zu Zeit kleine Geschenke machen? Blagueur ist nicht so beleidigend wie Lügner, denn dieser Ausdruck bezeichnet einen Menschen, der nie die Wahrheit sagt und dem man daher nie glauben kann. Unter Blagueur hingegen versteht man einen Spaßmacher, der zuweilen excentrische Dinge ersinnt und erzählt. Aber jetzt sagen Sie, Sinagrla, warum Sie mir diesen Namen geben.«

»Weil ich gehört habe, daß Sie sich oft das Vergnügen machen, einen Puff aufzutischen, und meine Wißbegierde hat das neue Wort ermittelt.«

»Fürwahr, der Grieche wird hier in Paris zu gelehrt. Man wollte nur einen Arzt aus ihm machen, und wir werden ihn als Akademiker zurückschicken . . . Albert, erwarten Sie noch Gesellschaft?«

»Nein, wir sind vollzählig.«

»Dann können wir's machen wie die Omnibus: vorwärts! Sie zeigen den Weg.«

»Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so gehen wir zu Vachette. Es ist ganz in der Nähe, man speist dort gut, und deshalb habe ich einen kleinen Salon für uns bestellt.«

»Gut, ich eröffne mit Arthur den Zug.«

IV.

Im Gasthause.

Benjamin, der neben Albert Montbreilly ging, hört gleich darauf den großen Sinagria zu Letzterem sagen:

»Wer ist der Herr Arthur, der mit Herrn Rocheville gekommen ist?«

»Ja, richtig! Sie würden sich bei Tische nicht behaglich fühlen, wenn Sie nicht über jeden Gast genaue Auskunft haben.«

»Ist es denn hier nicht Sitte wie in England, die Tischgäste einander vorzustellen?«

»Nein, wenigstens hält man sich hier nicht so streng an die Sitte; aber wenn Sie lange in Paris lebten, würden Sie diese Mode gewiß einführen. Arthur Durbinot ist der Sohn eines Arztes . . .«

»Eines guten Arztes?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, es gibt deren so viele in Paris; ich glaube indeß, daß sein Vater eine gute Praxis hat, er ist reich und der Sohn hat sich bis jetzt darauf beschränkt, ein ziemlich beträchtliches Erbtheil, das ihm eine Tante hinterlassen, zu verzehren und dabei seinen Papa noch in Contribution zu setzen. Aber er muß sich doch zu irgend einem Beruf entschließen, und das ist schon sehr lange seine Absicht gewesen. Das ist Alles was ich Ihnen über den jungen Mann sagen kann.«

»Aber warum ist er so blaß? Ist er etwa krank, oder sieht er gewöhnlich so aus?«

»Er sieht fast immer so aus, wie Sie ihn heute sehen. Das kömmt wahrscheinlich von den gewöhnlichen Abenteuern, die er so oft zu bestehen hat.«

»Was für Abenteuer?«

»Von allen Arten . . . Aber wir sind zur Stelle.«

Nach einigen Minuten befanden sich die fünf jungen Leute in einem Salon, wo ein Tisch für sie gedeckt war. Sie bereiteten sich mit Absinth und anderen Liqueuren, denen man mit Unrecht eine Appetit erregende Wirkung zuschreibt, auf die Mahlzeit vor.

»Nun,« sagte Achille, der Benjamin auf die Seite zog, »sind Sie in Madame Houssepignole de Saint-Lambert noch immer so verliebt, und wollen Sie noch, daß wir uns um ihrer schönen Augen willen kaltes Eisen in den Leib stoßen?«

»Ich glaube, es wäre eine Thorheit!« antwortete Benjamin lächelnd. »Die Dame ist allerdings sehr angenehm und . . . liebt sehr feurig. Ich bin weit entfernt, zu bedauern, daß ich ihre Bekanntschaft gemacht habe. Es wäre mir aber doch sehr angenehm von Ihnen zu erfahren, wie man sich von ihr zurückziehen kann.«

»Aha! Sie sind ihrer schon überdrüssig!«

»Nein, das will ich nicht sagen . . . ich meine nur für die Folge . . . Nach ihren Worten zu urtheilen wäre es unmöglich, sich ihrer Fesseln zu entledigen . . . Sie hat mir auf das Bestimmteste erklärt, sie werde mich umbringen, wenn ich mir je einfallen ließe, ihr untreu zu werden . . . sie ist freilich so gut, mir die Wahl der Todesart zu überlassen.«

»Ha! ha! wenn es weiter nichts ist! . . . Das sagt sie zu allen ihren Anbetern; es ist eine stehende Redensart bei ihr. Uebrigens will ich Ihnen sagen, wie Sie auf die einfachste Art und ohne unangenehme Scenen zu haben, mit ihr brechen können.«

»Meine Herren, belieben Sie Platz zu nehmen,« sagte Albert.

»Zu Tische! . . . Es lebe der Appetit und der Frohsinn!«

»Es ist sonderbar,« sagte Arthur Durbinot, auf den Magen greifend, »ich hatte weit mehr Hunger, ehe ich den Absinth getrunken hatte.«

»Warum haben Sie ihn getrunken?«

»Weil man sagt, er mache Appetit.«

»Vielleicht denen, die keinen Appetit haben; wer einen guten Magen hat, verdirbt sich den Appetit damit.«

»Meine Herren,« sagte Achille, »ich habe einen Mann gekannt, der vor jedem Gericht, das man ihm vorsetzte, ein Glas Absinth trank; so konnte er immer essen und behielt immer Appetit; wenn auch dreißig, vierzig Gerichte auf den Tisch kamen, so aß er von dem letzten mit demselben Appetit wie von dem ersten; wenn es ihm seine Einnahme erlaubt hätte, würde er jeden Tag die ganze Speisekarte vom Anfange bis zu Ende bestellt und vor jedem Gericht ein Glas Absinth getrunken haben.«

»O! das muß ein . . . ein Puff seyn!« sagte der große Grieche kopfschüttelnd.

»Warum denn, Herr Großtürke?«

»Ich bin kein Türke, sondern ein Grieche!«

»Das ist alles Eins, die Griechen leben unter den Türken, und umgekehrt . . . Wenn Sie dem Absinth-

trinker eine Mahlzeit bezahlen wollen, so will ich Sie mit ihm bekannt machen.«

»O nein, das wäre nicht der Mühe werth . . . ich bin kein Freund von den Gargantua.«

»Nun, geht's nicht, Arthur?«

»Ja, ja, es wird schon gehen . . . ich will's versuchen.«

»Ihr Abenteuer hat Ihnen wohl den Appetit genommen?«

»Ha! apropos . . . Sie müssen uns Ihr Abenteuer erzählen, wir sind jetzt ganz Ohr.«

»So hören Sie, meine Herren. Vor allem müssen Sie wissen, daß ich gemeiniglich sehr spät nach Hause komme . . . ich arbeite jetzt sehr viel . . .«

»Und Sie arbeiten nicht zu Hause?«

»Nein, ich lerne die Buchhaltung . . . ich werde einen sehr schönen Platz bei einem Banquier antreten. Ich komme also spät nach Hause; Sie müssen wissen, daß ich zu Batignolles, außerhalb der Barriere wohne. Gestern Abends war ich ganz ruhig auf dem Heimwege . . . Ich muß Ihnen auch noch sagen, daß ich immer Pistolen bei mir habe, um auf jedes Ereigniß vorbereitet zu seyn. Gestern hatte ich nur ein Pistol bei mir, aber das ist schon genug, um sich zu vertheidigen. Ich war also auf dem Wege nach Batignolles . . . da höre ich nicht weit außerhalb der Barriere singen . . . es waren mehre Stimmen; es sind Betrunkene, denke ich bei mir selbst, oder Leute, die aus einer lustigen Gesellschaft kommen . . . Es ist im Sommer nicht selten, Leuten zu begegnen, die sich auf dem Lande unterhalten haben. Es war eine Hochzeit, die nach Paris zurückkehrte . . . Es sah wenigstens so aus wie eine

Hochzeit . . . nichtsdestoweniger, um nicht unter die jubelnde und singende Schaar zu gerathen, will ich auf die Seite treten; ich gehe schnell über den Fahrweg, da höre ich eine Mannsstimme, welche ruft: »Was hat der uns so scharf anzuschauen!« Und ich schwöre Ihnen, daß ich Niemand scharf angeschaut hatte. Aber es ist egal, ich werde verfolgt und ausgeschimpft. Das langweilt mich; ich bleibe stehen und sage zu meinem Verfolger: »Ich bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen!« Er will auf mich losstürzen; ich stoße ihn zurück, er fällt zu Boden, ich lasse ihn liegen und gehe fort; aber bald höre ich rufen: »Er hat den Vetter geschlagen . . . Haltet ihn! Er muß geprügelt werden . . . er hat den Vetter niedergeworfen!« Dann höre ich, daß man mir nachläuft. Da denke ich bei mir selbst: Gegen den ganzen Haufen kann ich mich nicht wehren; ich muß Reißaus nehmen. Und ich fange an zu laufen. Aber die Andern laufen mir immerfort nach, und rufen: Haltet ihn! haltet ihn! — Ich bemerke ein offenes Kaffeehaus, ich laufe hinein. Dann denke ich, daß ich verdächtig erscheinen würde, wenn man mich anhielte und ein Pistol bei mir fände; ich stecke daher mein Pistol ganz behende in ein Billardloch. Meine Verfolger stürmen in das Kaffeehaus und fallen über mich her. Wir werden handgemein . . . der Kaffeesieder holt die Wache; ich werde verhaftet und zum Wachposten geführt, wo ich die Nacht zubrachte, und wo ich wahrscheinlich noch jetzt seyn würde, wenn nicht ein Freund meines Vaters zufällig vorübergegangen wäre und mich diesen Morgen geholt hätte. Meine Kleider waren ganz zerrissen, und mein Pistol war aus dem Billardloche verschwunden . . . Das ist mein Abenteuer. Es ist sehr unterhaltend, nicht wahr?«

*

»Ja wohl, aber Sie sind doch überfallen, geprügelt und in Arrest gebracht worden.«

»Allerdings, und bin mit zerrissenen Kleidern nach Hause gekommen!«

»Und Ihr Pistol haben Sie eingebüßt . . . Ich rathe Ihnen, keine Waffen mehr zu tragen, Sie kommen dadurch nur in Verlegenheit.«

»Nein, ohne Waffen gehe ich nicht aus; ich trage immer ein Pistol bei mir . . . Sehen Sie.«

Arthur Durbinot zieht ein kleines Pistol aus der Brusttasche und zeigt es der Gesellschaft.

»Wie! Sie bewaffnen sich, wenn Sie zum Diner gehen?«

»Nicht wegen des Diner . . . ich weiß nicht was mir Abends auf dem Heimwege begegnen kann . . .«

»Wenn Herr Rocheville diese Geschichte erzählt hätte,« sagte Sinagria leise zu Benjamin, »so würde ich sie für einen Puff halten; aber er hat uns den Unterschied zwischen dem Lügner und dem Blagueur so genau angegeben, daß wir jetzt wohl im Stande sind, beide von einander zu unterscheiden.«

Beim Dessert wird das Gespräch belebter, heiterer, ungezwungener. Bacchus treibt immer zu vertraulichen Mittheilungen, und wie es unter Männern üblich ist, erzählt Jeder seine Abenteuer, sein Glück bei den Frauen, ausgenommen Albert, der in aller Demuth erklärt, daß er nicht die mindeste Eroberung einregistrirt habe.

Benjamin schweigt von seiner Eroberung, man kennt sie ohnedies schon, vielleicht zu genau, er hält es daher für angemessen, Bertha nicht auf's Tapet zu bringen.

Der große Sinagria nimmt das Wort.

»Meine Herren, vor kurzem — es ist etwa ein Monat — begegnete mir Abends eine sehr hübsche Dame auf der Straße . . .«

»O! auf der Straße . . . und Abends! Genug! genug!«

»Erzählen Sie etwas Anderes!«

»Meine Herren, ich bitte Sie, warten Sie; es kömmt nicht so wie Sie denken . . . Ich sah wohl, daß die Dame keine gemeine Person war; sie ging sehr schnell, und es folgte ihr ein Herr, der ihr vielleicht sehr viel Schönes sagte, aber die schönen Worte schienen keineswegs nach dem Geschmack der Dame zu seyn, denn sie verdoppelte ihre Schritte, ging über die Gasse, und dann auf die andere Seite zurück; aber ihr Begleiter ging ihr nicht von der Seite. Ich sah dem Treiben des Herrn eine Weile zu, aber endlich wurde es mir zu arg, und ich entschloß mich, die Dame von seinen Zudringlichkeiten zu befreien. Ich machte einige Siebenmeilenschritte, und redete den Herrn an: »Sie belästigen diese Dame; haben Sie die Güte, sie in Ruhe zu lassen, sonst haben Sie es mit mir zu thun . . .«

»Bravo!« rief Benjamin, »ich würde es auch so gemacht haben.«

»Ich würde den Herrn auf der Stelle zu Boden geworfen haben,« sagte Arthur, der die Tischgäste der Reihe nach anglotzte.

»Das glaube ich wohl,« sagte Albert lächelnd: »Sie greifen gern zu heroischen Mitteln, Herr Durbinot, und deshalb begegnen Ihnen auch immer so furchtbare Abenteuer.«

»Erzählen Sie weiter, junger Hellene.«

»Der Herr, den ich anredete, schien etwas verblüfft . . . er fragte mich, was mich das angehe und ob ich der Cavalier der Dame sey. Ich würde es seyn, wenn Madame es wünscht, antwortete ich. Die Dame, die mich während dieses Wortwechsels forschend angesehen hatte, nahm sogleich meinen Arm und erwiederte hastig: »Ja wohl, mein Herr, ich wünsche es, seyen Sie mein Cavalier, ich stelle mich unter Ihren Schutz, denn ich sehe wohl, daß Sie ein anständiger Mann sind . . .« Der Herr entfernte sich, und ich sah ihn nicht wieder. Ich begleitete die Dame. Sie drückte sich sehr gut aus; ich fragte sie, mit wem ich die Ehre . . . Sie lachen, meine Herren; mich dünkt aber doch, daß man so anfangen muß, um Bekanntschaft zu machen.«

»Nur weiter! . . . Aber wenn Sie es wirklich mit einer anständigen Dame zu thun gehabt hätten, so würde sie gefragt haben: Was denken Sie denn, mein Herr?«

»Die Dame nahm die Frage gar nicht übel; sie sagte, daß sie Witwe sey . . .«

»Vermuthlich eine Generalswitwe?«

»Nein, die Witwe eines brasilianischen Banquiers . . . Sie könne meinen Besuch nicht annehmen, setzte sie hinzu, weil sie sehr eingezogen lebe und mich gar nicht kenne. Ich erwiederte: Nennen Sie die Personen, welche Zutritt bei Ihnen haben, es ist vielleicht Jemand darunter, der mich kennt und Ihnen Auskunft über mich geben kann . . .«

»Ha! ha! ha! Bravo . . . Daran erkenne ich Sie . . . Und wie wurde Ihre Bitte aufgenommen?«

»Die Dame hielt es nicht für angemessen, sie zu erfüllen. Als wir an ihre Hausthür kamen, und ich den Wunsch aussprach, sie wieder zu sehen, antwortete sie mir

endlich: Kommen Sie morgen zu dem Somnambülen, dessen Adresse Sie auf dieser Karte finden. Ich werde mich ebenfalls einfinden . . . Sie werden mich mit ihm in Verbindung bringen und man wird ihn befragen, dann werde ich erfahren, ob ich Ihnen trauen kann . . .«

»Aha! das Abenteuer scheint pikant zu werden. Die Somnambülen sind jetzt stark in der Mode . . . Kellner, Cigarren!«

»Ja, ja, Cigarren! . . . das Rauchen ist ein Hochgenuß!«

»Ich habe wunderbare Dinge gesehen, die der Somnambulismus gewirkt hat!« sagte Arthur Durbinot, der über das was er sagen will schon ganz erschrocken ist.

»Parbleu! wir Alle haben schon Abenteuer mit Somnambülen bestanden,« erwiederte Achille; »ich verspreche Ihnen über diesen Gegenstand eine sehr wahre Anekdote... Aber ehe wir unsere Geschichten erzählen, muß Sinagria die seine beenden.«

»Und ehe er fortfährt,« sagte Albert, »wollen wir die französische Galanterie, die in Tabaksrauch aufzugehen droht, hoch leben lassen . . . Ich sage das keineswegs, meine Herren, um Sie zu tadeln, daß Sie jetzt rauchen; unter Männern ist Alles erlaubt; aber wenn Damen in unserer Gesellschaft wären, so würden Sie sie gewiß verlassen, um zu rauchen . . .«

»Das ist wohl möglich.«

»Pfui! meine Herren, wie können Sie ein Gespräch mit geistreichen Damen opfern, um einem Genusse zu fröhnen, der auf die Bierschenken beschränkt bleiben sollte! Wenn man es so macht, so verdient man wohl, daß sich

die Damen von Männern, die nicht nach Tabak riechen, den Hof machen lassen.«

Als der Toast, in welchen selbst die Raucher mit einstimmten, ausgebracht war, fuhr Sinagria in der Erzählung seines Abenteuers fort.

V.

Die Somnambülen.

»Meine Herren,« fuhr Sinagria fort, nachdem er sein Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte, »ich muß Ihnen vor Allem gestehen, daß ich mit Somnambülen noch nichts zu thun gehabt hatte. Aber um die Dame zu sehen und ihre Bekanntschaft zu machen, würde ich, wie der brave Orpheus, das Muster der Ehemänner, in die Hölle gegangen seyn. Ich antwortete meiner Unbekannten, daß ich mich am folgenden Abende um acht Uhr pünktlich einfinden würde. Wir waren in der Rue Rivoli, die Dame blieb vor einem Hausthore stehen, zog die Glocke und sagte mir gute Nacht. Bevor ich sie verließ, fragte ich sie um ihren Namen; sie zögerte, endlich sagte sie mir ihren Namen und setzte hinzu: »Aber ich verbiete Ihnen mich zu besuchen, bevor Sie bei dem Somnambülen gewesen sind.« Als ich allein war, nahm ich das Haus genau in Augenschein, um es nöthigenfalls wieder zu erkennen, und trat unter eine Straßenlaterne, um die Karte, die mir die Dame gegeben, zu lesen . . . Sehen Sie, meine Herren, ich habe sie noch in der Tasche; erlauben Sie mir, sie Ihnen zu zeigen, damit Sie sich überzeugen, daß ich kein ... Blagueur bin.«

Der große Hellene nahm eine Karte aus seinem Taschenbuche und reichte sie seinem Nachbar Rocheville. Dieser nahm sie lachend und las laut:

»Monsieur Sanximort ist nach sechsmonatlichem Aufenthalte am Hofe des Bey von Tunis und nach eben so langem Verweilen in einem hohen fürstlichen Hause, das er nicht nennen darf, endlich in die Hauptstadt zurückgekehrt, wo man ihn täglich, von zwölf Uhr Mittags bis zwölf Uhr Nachts, Rue Clichy Nr. 60, consultiren kann.«

»Sieh da, Sanximort! das ist ja mein Somnambüle!« sagte Arthur. »Doch nein, ich irre mich . . . der meinige war ein Frauenzimmer Namens Mademoiselle Montmort . . . die Namen sind sich ähnlich . . . sie scheinen in gegenseitiger Beziehung zu stehen.«

»Die Somnambülen stehen immer zu einander in einer gewissen Beziehung.«

»Aber meine Geschichte ist schauderhaft ...«

»Dieser Durbinot ist wirklich unausstehlich; er kann die Zeit nicht erwarten, uns eine Gänsehaut zu machen, und will den großen Mann nicht einmal seine Geschichte beenden lassen.«

»Meine Herren,« fuhr Sinagria fort, »ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich mich am andern Abende pünktlich einfand. Ich begab mich in die Rue Clichy zu dem Somnambülen . . . er wohnte im vierten Stocke, aber die Wohnung ist sehr schön. Man führte mich in das Zimmer des großen Sanximort. Er war allein, die Dame war noch nicht da. Er fragte mich, was ich zu wissen wünschte; ich erzählte ihm den Zweck meines Besuchs, und gestand ihm, daß es mir sehr angenehm seyn würde, über die Dame etwas Näheres zu erfahren. — Sanximort, ein

liebenswürdiger, feiner, elegant gekleideter junger Mann, antwortete mir lächelnd: »Ich würde Ihren Wunsch gern erfüllen, aber ich brauche dazu irgend einen Gegenstand, der dieser Dame eine Zeit lang gehört hat . . . was für ein Gegenstand, ist ganz gleich.« Ich war untröstlich, denn ich besaß nicht einmal ein Haar meiner Schönen; da fiel mir auf einmal die Karte ein, die sie aus ihrer Geldtasche genommen und mir gegeben hatte. Ich überreichte dem Somnambülen die Karte. »Das wird vielleicht genügen,« sagte er. Er rief ein großes, schöngewachsenes Mädchen, das freilich einen Schnurbart hatte . . . Ich kann die schnurbärtigen Frauenzimmer nicht leiden . . . Er sagte zu ihr: »Julie, schläfere mich ein; dieser Herr wird Dir die Fragen nennen, die Du mir vorlegen sollst.« Sanximort nahm sehr behaglich in einem Armsessel Platz, und das große Mädchen machte vor ihm gewisse Geberden . . . Sie wissen, man macht mit den Händen gleichförmige Bewegungen, ohne den Einzuschläfernden zu berühren . ., sie wußte sehr geschickt damit umzugehen, man sah es ihr an, daß es ihr Geschäft war. In ganz kurzer Zeit schläferte sie den Somnambülen ein, der die Karte auf die Brust hielt; dann sagte sie zu mir: »Was wollen Sie wissen?« Ich antwortete: »Fragen Sie ihn, wer die Dame ist, die mir seine Karte gegeben hat.«

»Der befragte Somnambüle antwortete nach einem leisen Klagetone: »Ich sehe die Dame nicht recht . . . Ha! warten Sie . . . jetzt sehe ich sie ziemlich deutlich . . . ja, ich sehe sie . . . es ist eine hübsche Blondine . . . sie trägt einen wellenförmigen Scheitel . . . sie hat einen großen Mund . . . schöne Zähne . . . sie hat viele Reisen gemacht . . . aber sie ist eine Französin . . . sie ist Witwe . . . sie

ist sehr reich gewesen . . . sie wünscht es noch zu seyn . . . mehre Männer werben um ihre Hand . . . aber sie liebt keinen.«

»Meine Neugier ward dadurch keineswegs befriedigt, ich fragte das große, schnurbärtige Mädchen: »Was macht sie in diesem Augenblicke, und warum kömmt sie nicht hierher, wie sie versprochen?«

»Sanximort, dem diese Frage vorgelegt wurde, fing an zu lächeln und stammelte: »O! ich weiß nicht, ob ich diese Frage beantworten darf . . . es würde vielleicht indiscret seyn, zu verrathen, was ich sehe.« Ich ließ nicht nach, denn meine Neugier wurde gereizt. Der Somnambüle antwortete nach einigem Zögern: »In diesem Augenblicke ist die Dame in ihrem Ankleidezimmer und beschäftigt sich mit ihrer geheimsten Toilette . . . sie sitzt auf einem kleinen Schemel, der wie eine Guitarre geformt ist und auf vier Füßen steht . . .«

»O! es ist doch etwas Schönes mit dem Somnambulismus!« sagte Achille lachend. »Sie sehen, meine Herren, welche Vortheile die Sehergabe gewährt! . . . Ich möchte diese Gaben besitzen, ich würde sie wohl benutzen, und bei gewissen Gelegenheiten auch mißbrauchen . . . Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe, junger Hellene, Sie sind an einer sehr interessanten Stelle stehen geblieben.«

»Ich muß gestehen, meine Herren, daß ich auf diese Mittheilung des Somnambülen durchaus nicht gefaßt war. Ich war ganz verblüfft, und wagte keine neue Frage. Das große, schnurbärtige Mädchen schien zu vermuthen, daß ich alles erfahren was ich zu wissen wünschte, und weckte ihren Herrn, der mir seine Karte zurückgab mit den Worten:

»Nun, ist Ihr Wunsch erfüllt? Haben Sie Alles erfahren was Sie zu wissen wünschten?«

»Ich glaube, man hat Sie zu früh aufgeweckt. . . wozu kann mir auch die vertrauliche Mittheilung nützen, die Sie mir gemacht haben, und welchen Gebrauch soll ich davon machen, um mir die Gunst der Dame zu erwerben?«

»Glauben Sie denn, ich wisse jetzt was ich Ihnen so eben im Schlafe gesagt habe?« erwiederte Sanximort. »Ich weiß kein Wort davon; sobald wir erwacht sind, haben wir nicht die mindeste Erinnerung an das was wir im somnambülen Zustande thun oder sagen.« Ich verlangte eine nochmalige Einschläferung; aber er behauptete, er sey zu erschöpft, und mit Hilfe einer Karte könne er mir nicht mehr sagen.

»Inzwischen verfloß die Zeit und die Dame kam nicht; es kam mir sonderbar vor, daß die Beschäftigung, in welcher Sanximort sie gesehen zu haben vorgab, so lange dauerte. Ich kann mich einer großen Geduld nicht rühmen, und da ich nach drei Viertelstunden Niemand kommen sah, verließ ich den Somnambülen und nahm meinen Weg zu der Wohnung meiner Schönen. Ich erkannte das Haus sogleich wieder. Ich fragte nach Madame **. »Sie ist so eben ausgefahren,« antwortete mir der Hausmeister, »es sind kaum zwei Minuten, daß sie in den Wagen gestiegen ist.« Ich vermuthete, sie sey zu dem Somnambülen gefahren, und bereute meinen Mangel au Geduld . . . Ich gehe wieder in die Rue de Clichy zurück. Im Vertrauen auf meine langen Beine sage ich zu mir selbst: Ich werde fast eben so früh dort seyn wie die Dame . . . es ist nicht nöthig, einen Wagen zu nehmen; ich fahre ohnedies nicht gern, ich fühle mich zu beengt im Wagen. Ich komme zu San-

rimort uud erkundige mich . . . Die Dame war schon wieder fort. Pardieu! denke ich, das ist Unglück! ich gehe wieder zu ihr . . . Ich mache mich also wieder auf den Weg nach der Rue Rivoli; ich gehe gern spaziren, einige Meilen mehr oder weniger kümmern mich nicht . . . Ich komme zu meiner Schönen. Dieses Mal war sie so eben nach Hause gekommen. Ich gehe hinauf, ein Kammermädchen öffnet und sagt schnippisch:

»Madame ist nicht zu Hause.«

»Entschuldigen Sie, ich weiß, daß Madame zu Hause ist, der Hausmeister sagt mir, sie sey so eben nach Hause gekommen.«

»Madame kann jetzt keinen Besuch annehmen . . . sie ist beschäftigt.«

»Beschäftigt! dachte ich, es ist nicht möglich, daß sie noch dasselbe zu thun hat, was sie vor dem Ausfahren gethan haben soll. Ich ließ mich nicht abweisen und bat das Kammermädchen dringend, ihrer Gebieterin zu sagen, der Herr, der sie zu sprechen wünsche, komme von dem Somnambülen. Die Zofe entfernte sich, um meine Bestellung zu machen. Ich wartete ziemlich lange, endlich kam sie zurück. Sie übergab mir ein kleines versiegeltes Billet mit den Worten: »Madame kann Sie nicht empfangen, aber sie hat so eben einige Zeilen an Sie geschrieben.«

»Ich nahm das Briefchen und ging. Ich war natürlich sehr neugierig, den Inhalt zu lesen; ich trat daher wieder unter eine Straßenlaterne und las dieses Billet . . . ich kann es Ihnen wohl zeigen, meine Herren, denn da es nicht unterzeichnet ist, so mache ich mich keiner Indiscretion schuldig.«

»Und wenn wir die Schrift kennen?« sagte Achille.

»Ja, es ist wahr, es ist also besser, daß ich vorlese. Der Brief lautet folgendermaßen:

»Mein Herr, wenn sich ein Mann der Vermittelung eines Somnambülen bedient, um ihm so indiscrete Fragen vorzulegen, wie Sie gethan, so darf er sich vor der Person, deren Vertrauen er mißbraucht, nicht mehr blicken lassen. Ich hoffe daher, daß Sie sich fortan nicht mehr zu mir bemühen werden.«

»So lautet das Billet, meine Herren. Sie können sich mein Erstaunen denken. Die Dame war im Zorn, weil man mir gesagt hatte, womit sie beschäftigt war, während ich sie erwartete; aber war es meine Schuld? konnte ich ahnen, was mir der Somnambüle antworten würde? Und warum bestellt sie mich zu einem Somnambülen, wenn sie fürchtet, daß ich ihm indiscrete Fragen vorlegen werde?«

»Aber wie hatte die Dame das erfahren?« fragte Benjamin; »der Somnambüle behauptet ja, daß er nach dem Erwachen nicht mehr wisse was er im Schlafe gesagt.«

»Das war mir anfangs auch nicht recht erklärlich; aber es fiel mir ein, daß das große schnurbärtige Mädchen die Worte des Somnambülen ebenfalls gehört hatte, und das Mädchen wird sie wohl nicht vergessen. Die Dame hatte wahrscheinlich gefragt, was ich gethan, während ich sie bei Sanximort erwartet. — Ich ließ mich indeß nicht abschrecken. Am folgenden Tage schrieb ich ihr ein Billet in Versen . . . Hier ist die Abschrift . . .«

»Sie scheinen immer eine Urkundensammlung bei sich zu führen, großer Hellem.«

»Ja, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihnen historische Thatsachen erzähle . . . Hier ist meine Epistel, die meiner



Meinung nach den Zorn der Dame beschwichtigen mußte . . . ich meinte, die Verse müßten mir leichter meine Verzeihung erwirken; denn im Allgemeinen lassen sich die Frauen gern in Versen anreden. Hören Sie die meinigen:

Holde Schöne, zürne nicht!
Weil ein spottend Traumgesicht
Dein Geheimniß hat enthüllt,
Bleibt mein Wunsch stets unerfüllt?
Darum, Holde, zürne nicht!

Was ich weiß, ward nie belauscht,
Darf nicht trüben deine Ruh';
Venus, von der Well' umrauscht,
Macht es sicherlich wie du!

»Bravo!« sagte Benjamin, »es ist köstlich!«

»Auf diese Verse könnte sich Voisenon etwas einbilden, wenn er noch lebte,« sagte Albert.

»Die spröde Schöne würdigte meine Epistel keiner Antwort,« fuhr Sinagria fort. »Ich ging noch einmal hin; man sagte mir, Madame sey nicht sichtbar. Ich gab nun alle Hoffnung auf . . . das ist mein letztes Abenteuer, in welchem mir der Somnambulismus einen so üblen Streich gespielt hat.«

»Armer Sinagria, seit jener Zeit müssen Ihnen die Somnambülen verhaßt geworden seyn.«

»Ich fürchte sie . . . und gleichwohl möchte ich manchmal einen bei mir haben, um ihn zu befragen; es ist so angenehm, Dinge zu erfahren, die man uns sonst verschweigen würde.«

»Sie glauben also daran?«

»Sie sehen, daß mir Sanrimort die Wahrheit gesagt hatte; die Dame fühlte sich ja beleidigt.«

»Meine Herren, was ich Ihnen erzählen werde, ist noch viel wunderbarer.«

»Arthur Durbinot hat das Wort; er hat es schon lange genug auf der Zunge.«

»Haben Sie, wie der große Hellene, Documente bei sich, um Ihre Aussagen zu erhärten?

»Ich habe noch bessere Beweise . . . ich habe Narben, die ich Ihnen zeigen kann, wenn Sie es wünschen.«

»Diable! das verspricht starke Nervenerschütterungen! Wir sind ganz Ohr.«

»Meine Herren, vor Allem müssen Sie wissen, daß ich zu Batignolles wohne . . .«

»Das haben Sie uns schon gesagt.«

»Das thut nichts . . . Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß es eine sehr öde Gasse ist . . . und ehe man an die Hausthür kömmt, muß man um eine Ecke gehen . . . es ist eine Stelle, wo keine Häuser stehen . . . es ist sehr gefährlich; es wird fast jeden Abend ein Mord verübt . .«

»Und Sie bleiben in der Nachbarschaft?« sagte der große Hellene.

»O! man gewöhnt sich an Alles.«

»Sie müssen bedenken, daß Arthur immer ein Pistol bei sich trägt.«

»Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich eine Geliebte habe, die bei mir wohnt. Sie führt meinen Haushalt . . . wir essen freilich im Gasthause, aber das thut nichts, sie führt meinen Haushalt. Es ist eine schöne Brünette, nemlich meine Geliebte . . . sie ist sehr hübsch . . . etwas stark, aber das ist mein Geschmack . . . Ich habe zwei Fenster

nach der Straße, und zwei hinten hinaus . . . Ich meine natürlich die Wohnung im ersten Stocke, die sehr niedrig ist, fast wie ein Zwischenstock . . . Sie hat herrliches schwarzes Haar, das ihr bis an die Waden hinab wallt . . . Ich meine natürlich meine Geliebte . . . Sie ist klein, aber wohnlich . . . nemlich meine Wohnung . . .«

»Diable! zur Sache, Arthur! Wollen Sie uns von Ihrer Geliebten oder von Ihrer Wohnung erzählen? Wenn das so fortgeht, verwickeln Sie sich dergestalt, daß Sie sich nicht mehr zurecht finden können.«

»Zuerst muß ich von meiner Geliebten reden . . . aber ich wollte Ihnen zugleich sagen, wie ich wohne . . . Nonore war . . . das ist nemlich der Spitzname meiner Geliebten: sie heißt eigentlich Eleonore, aber ich nenne sie Nonore, oder Leonore . . . das thut nichts zur Sache . . . Ich sagte also, daß Nonore sehr hübsch ist; sie liebt mich ungeheuer; denn sie ist leidenschaftlich, wie fast alle Brünetten. Sie könnte mir in einer Anwandlung von Eifersucht die Augen auskratzen, aber einen Augenblick später bereut sie es . . . Wenn ich spät nach Hause komme und sie weiß nicht wo ich gewesen bin, so gibt es Krisen und Scenen . . . sie will sich zum Fenster hinaus stürzen . . . Aber ich küsse sie, und der Sturm ist augenblicklich beschwichtigt.

»Seit einiger Zeit hatte ich indeß bemerkt, daß ich zuweilen, wenn ich früher als gewöhnlich nach Hause kam, lange vor der Thür warten mußte, ehe ich eingelassen wurde . . . Dann kam es mir vor, als ob ein Fenster geöffnet und geschlossen würde, und endlich glaubte ich einen Fall zu hören . . . nemlich hinten, wo offenes, sumpfiges Land ist. Aber wenn ich Nonore darüber befragte,

schien sie nicht zu verstehen was ich meinte; oder sie antwortete, man könne den Nachbarn nicht verbieten, die Fenster zu öffnen und hinauszuwerfen was ihnen beliebe . . . zumal auf der Rückseite der Häuser stehe dieser südfranzösischen Sitte gar nichts im Wege. Ich dachte, Nonore könne Recht haben; allein da ich sie mehrmals nicht zu Hause fand, konnte ich mich eines Argwohnes nicht erwehren. Nonore versicherte freilich, sie sey zum Tanz gegangen . . . sie ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie macht die allerneuesten Pas und führt sie mit großem Erfolg aus. Einstweilen besucht sie den Saal Breda, in der Erwartung, daß ich sie zu Cellarius führe . . . Sie müssen von den Bällen gehört haben, die dieser weltberühmte Tanzmeister im Winter veranstaltet . . . sie sind sehr elegant und von einer gewählten Gesellschaft besucht. Nonore quält mich immer, daß ich sie dahin führe. Kurz und gut, obschon mir meine Geliebte Rechenschaft von ihren Abwesenheiten gab, so dachte ich doch, sie setze mir Hörner auf . . . der Ausdruck ist wohl nicht fein, aber sehr gebräuchlich. Ich wollte wissen, woran ich mich zu halten hatte. Ich hatte von einer famösen Somnambülen, Mademoiselle Montmort, gar viel gehört; sie könne sagen, hieß es, was man in der Tasche, im Portefeuille habe . . . kurz, man erzählte Wunderdinge von ihr. Ich nahm mir vor, sie um Rath zu fragen, aber vorher sagte ich zu Nonore: »Gib mir doch eine schöne Locke von deinem Haar.« — »Was willst Du damit?« fragte sie. — »Ich will mir ein Armband machen lassen, das ich unter meiner Flanelljacke tragen werde. Diese Idee gefiel ihr, denn am andern Tage gab sie mir einen prächtigen Haarzopf . . . man hätte einen Gürtel daraus machen lassen können, so lang und voll war der

Zopf. Ich steckte ihn in die Tasche und begab mich zu der Somnambülen.

»Ich gehe in den dritten Stock eines etwas garstigen Hauses, nachdem ich die ebenfalls garstige Hausmeisterin gefragt. Ich läute an, eine unglaublich kleine Zwergin öffnet die Thür. Der Anblick dieses Kammermädchens macht keinen sehr angenehmen Eindruck auf mich; denken Sie sich eine Alte, die nicht so groß ist wie dieses Tabouret und wie eine an Unterleibsbeschwerden leidende Ente watschelt. Ich dachte dabei an die Feenmärchen, die ich gelesen, und sagte zu mir selbst: wenn man noch an derlei Wunder glaubte, so würde man dieses Zöfchen für eine Fee halten... es ist vielleicht die Fee Urgele!... sie ist capabel, mir in die Arme zu sinken und sich in eine reizende Sylphide zu verwandeln!

»Aber die alte Zwergin sank mir nicht in die Arme; sie grunzte und gab mir ein kleines Stück Pappendeckel mit einer Nummer, wie man von den Kutschern erhält, wenn man in ihren Wagen steigt. Ich sage zu der Zwergin: »Was ist das?... ein Lotterieloos! Ich mag keins, ich gewinne nie.« Aber die Alte gab mir keine Antwort, sie öffnete eine Thür, schob mich hinein, und schlug dann die Thür hinter mir zu.

»Ich befand mich nun in einem Zimmer, wo viele Leute warteten. Die Gesellschaft war nicht elegant, aber sehr gemischt. Es waren weit mehr Frauen als Männer, und Alle hatten Zettel mit Nummern in der Hand. Ich sah nun, daß ich warten müsse, bis die Reihe an mich kam.

»Ich hatte Nr. 11, ich mußte Geduld haben. Aber wenn man eifersüchtig ist, fühlt man sich zu Allem fähig, um seinen Zweck zu erreichen. Ich hatte also den Muth,

das Geschnatter der anwesenden Weiber anzuhören. Die eine hatte ihren kleinen Jungen mitgebracht, um von der Somnambülen zu erfahren, ob er Würmer habe; eine Andere hatte ihr Töchterlein bei sich, und wollte wissen, warum die Kleine immer die Zunge ausstreckte, wenn ihr Vater sie küssen wollte. Diese wollte sich von Krämpfen, Jene von Magenschwäche heilen lassen; die Eine wollte wissen, ob sie reich werden würde; die Andere wünschte die Ursache ihrer Unfruchtbarkeit zu erfahren. Kurz, Alle schnatterten durcheinander, und Keine beachtete was die Andere sagte; aber Alle lobten einstimmig das außerordentliche Talent der Somnambülen, die sich in ihren Prophezeiungen und Visionen nie irre.

»Man rief die Nummern. Ich bemerkte zu meiner Freude, daß es schneller ging, als ich gehofft hatte; als Nr. 9 gerufen wurde, war sie mit Nr. 10 in so lebhaftem Gespräch, daß ich ihre Stelle einnahm und statt ihrer in das Heiligthum der Somnambülen geführt wurde.

»Die Seherin war sehr häßlich, nicht ganz jung mehr und machte ein sauertöpfiges Gesicht. Ich erklärte ihr den Zweck meines Besuchs und überreichte ihr den prächtigen Haarzopf, den ich von Nonore erhalten hatte.

»Mademoiselle Montmort nahm den Haarzopf, setzte sich auf ein Sopha und läutete.

»Sogleich erschien eine junge Mulattin mit einem feuerrothen Kopftuch, dessen hoch emporstehende Hörner dem braunen Gesicht ein satanisches Ansehen gaben.

»Azaja! einschläfern!« sagte die Somnambüle zu der Mulattin, und diese begann zu hüpfen und zu springen, wie die Neger und Indianer in den Ballets.

»Dabei machte die Mulattin die zum Einschläfern noth-

wendigen gleichförmigen Bewegungen in der unmittelbaren Nähe der Somnambülen; ich glaube, sie machte deren eben so viele mit den Füßen wie mit den Händen. Aber was liegt an dem Mittel, dessen man sich bedient, die Hauptsache ist das Einschläfern, und das gelingt diesen Leuten immer.

Mademoiselle Montmort war bald in Schlaf getanzt und pantomimt; der Haarzopf ruhte auf ihrem Nabel. Die Mulattin bat mich, ihr die Fragen zu dictiren, deren Beantwortung ich wünschte. Ich fragte, wie sich von selbst versteht, ob mir meine Geliebte treu sey, und erhielt folgende haarsträubende Antwort:

»Ich sehe die Person, deren Haar auf meinem Busen ruht... (»Ich fand, daß sie ihren Busen etwas tief hinunter rückte, aber das hatte mit der Antwort nichts zu thun.) Ich sehe sie... in diesem Augenblicke befindet sie sich bei einem langen Herrn von fünfzig Jahren; er ist schlecht conservirt, aber er hat ein Coupé... ich glaube sogar, daß er zwei Coupés hat... er hat sie sammt Kutscher und Pferden zur Disposition dieser Dame gestellt. Nimm Dich in Acht! nichts ist den Schönen gefährlicher als ein Coupé... es ist erstaunlich, wie weit sie in einem solchen Wagen oft fahren... Der lange Herr küßt deine Geliebte... er fährt mit ihr in den Boulogner Wald zu einem Restaurateur, der sehr comfortable Extrazimmer hat... Der Kellner wird fortgeschickt... ich sehe nicht recht... es kömmt mir etwas vor die Augen...«

»Ich sah genug, ich wollte nicht mehr sehen. — Jetzt zu etwas Anderem, sagte ich; was macht meine Geliebte Abends, wenn ich nicht zu Hause bin?«

»Sie wird von einem Herrn besucht...«

»Von dem Besitzer der beiden Coupés?«

»Nein, von einem Andern, der eine Calesche und eine Droschke hat.«

»Mein Gott! lauter Herren und Equipagen! Sie sollte sich lieber gleich mit einem Wagenfabrikanten verständigen, dann würde sie eine noch größere Auswahl haben.«

»Die Wagenfabrikanten haben keine Pferde; überdies haben sie ihre Fuhrwerke zum Verkauf, und nicht für Damen.«

»Nur weiter... Ist der Herr mit der Droschke auch Nonorens Anbeter?«

»Ja wohl.«

»Ich hoffe, das wird Alles seyn...«

»Warte nur... ich sehe noch einen jungen Mann, der einen Cab hat... er ist auch ein Verehrer deiner Geliebten.«

»Sacrebleu! es muß ja eine ganze Wagenreihe vor Nonorens Thür halten; sie wird ein Longchamp im Kleinen vor ihrer Wohnung haben... Aber wie habe ich es anzufangen, um sie mit einem dieser Herren zu überraschen?«

»Das ist sehr leicht... diesen Abend hat sie ein Stelldichein mit dem Herrn, der das Coupé hat... dann kömmt der Herr mit der Droschke... und nachher der junge Mann mit dem Cab.«

»Und sie empfängt sie alle Drei auf einmal?«

»Wenn der Eine kömmt, versteckt sie den Andern!... Laure diesen Abend um eilf Uhr hinter deinem Hause auf, dann wirst Du die Galane aus dem Fenster kommen sehen. Denn diesen Weg nehmen Sie gemeiniglich, wenn Du nach Hause kömmst.«

»Sie können sich denken, meine Herren, welchen Eindruck die Mittheilungen der Somnambülen auf mich machten. Ich verbarg indeß meine Qualen vor den Augen Nonorens, die mir an jenem Tage noch ruhiger als gewöhnlich schien. Ich ging gegen Abend aus, wie immer, und sagte, daß ich erst spät wiederkommen würde; aber ich kam schon um eilf Uhr, und versteckte mich hinter meinem Hause. Ich hatte einen Wagen bemerkt, der vor der Hausthür hielt, aber ich konnte nicht unterscheiden, ob es ein Coupé, eine Droschke oder ein Cab war.

»Ich wartete eine halbe Stunde, dann noch eine . . . die Zeit wurde mir lang, aber Niemand sprang aus dem Fenster . . . Endlich sehe ich ein Licht, das sich hin und her bewegt; ich nähere mich ... man öffnet ein Fenster... ich schaue hinauf . . . und fühle mein Gesicht mit dem Inhalt eines Nachtgeschirrs überschwemmt . . . Ha! sacrebleu! in meinem Zorne fluche ich wie ein Dragoner; dann höre ich eine Stimme: Hilfe! Diebe! Die Hunde fangen an zu bellen und stürzen auf mich los. Ich laufe davon, aber es war dunkel, und ich gerathe auf ein Melonenfeld . . . ich stürze und falle auf eine Glasglocke; sie zerbricht unter mir, und die Glasscherben verletzen jenen Theil meines Individuums, den ich zum Sitzen zu benutzen pflege. Ich stoße ein furchtbares Geschrei aus, ein Krautgärtner kömmt mit seinen Hunden; es ist der Besitzer der Melonen. Er hält mich für einen Dieb und will mich packen. Ich mache ihm mit großer Mühe begreiflich, daß ich nur eifersüchtig bin. Endlich läßt er mich los, nachdem ich ihm die zerbrochene Glasglocke bezahlt. Ich hinke, einen nichts weniger als angenehmen Duft verbreitend, nach Hause. Meine Geliebte lacht, als sie mich in diesem trübseligen Zustande

sieht. Ich mache ihr eine Scene, ich erkläre ihr, daß ich Alles weiß, und daß sie in einem beliebigen Wagen zum Teufel fahren möge. Nonore verlangt eine deutlichere Erklärung meiner Worte, die doch verständlich genug waren. Ich erzähle ihr meinen Besuch bei der Somnambülen und Alles was ich von dieser erfahren. Sie glauben vielleicht, Nonore sey verlegen, verblüfft gewesen? Mit nichten! sie lacht noch lauter . . . ich bediene mich der derbsten Kraftausdrücke . . . sie lacht immerfort . . . und als ich meinen Vorrath von Kraftausdrücken erschöpft habe, beruhigt sie sich endlich und erwiedert:

»Arthur, Du bist ein Gimpel. Glaubst Du denn, ich hätte Dir eine Locke von meinem Haar gegeben? Ich habe Dir einen Zopf von einer Freundin gebracht, deren Haar etwa dieselbe Farbe hat wie das meinige. Du hast also die Geheimnisse meiner Freundin erfahren. Wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, vor ihrer Thür aufzulauern, so kannst Du Dich überzeugen, ob die Somnambüle die Wahrheit gesagt hat.«

»Denken Sie sich meine Freude über die Entdeckung, daß mir Nonore keinen Zopf von ihrem Haare gegeben. Ich fiel ihr zu Füßen . . . ich wusch mir das Gesicht, sie legte mir Compressen auf meine Wunden, und seit jenem Tage bin ich von meiner Eifersucht radical geheilt . . .«

»Und der Wagen, der vor der Thür hielt?«

»Nonore erklärte mir, eine andere Dame im Hause sey auf den Ball gefahren.«

»Und diese Geschichte nennen Sie schauderhaft?«

»O! ich habe mich schrecklich gefürchtet . . . Und ich habe noch die Narben von meinen Wunden . . .«

»Das beweist gar nichts, weder für noch gegen die Somnambülen. Meine Herren, ich glaube, Herr Durbinot hat sich auf unsere Kosten lustig gemacht . . .«

»Wie können Sie so etwas denken?«

»Aber Sie versprachen uns etwas Ungeheuerliches, Unerhörtes, und das ganze Abenteuer beschränkt sich auf ein Nachtgeschirr, das man Ihnen über den Kopf schüttet, und auf eine Glasglocke, die Sie unter sich zerbrechen.«

»Aber die Somnambüle hatte mir die reine Wahrheit gesagt. Nonore hat erfahren, daß Ihre Freundin drei Anbeter mit Equipage hat . . . abgesehen von denen, die in gemietheten Cabriolets fahren.«

»Jetzt haben Sie das Wort, Achille,« sagte Albert; »Sie haben uns ebenfalls eine Anekdote über den Somnambulismus versprochen.«

»O, ich will Sie nicht von den Wunderthaten jener Leute unterhalten, die ein Gewerbe daraus machen . . . der Somnambulismus, als Geschäft betrieben, hat in meinen Augen kein Verdienst; ich frage mich nur, warum Leute, welche die Gabe besitzen, da, wo sie nicht sind, etwas zu sehen, und deren Blick die dicksten Mauern durchdringt, noch nicht das Talent gehabt haben, einen herrenlosen Schatz zu entdecken . . . und solcher Schätze sind gewiß viele in der Erde verborgen. Dieses Talent würde sie in den Stand setzen, ohne den Beistand des Publicums zu leben.«

»Das ist wahr!« erwiederte der große Hellene; »ich habe auch schon oft daran gedacht. Aber wovon wollen Sie uns denn erzählen?«

»Von einem jungen Manne, der ein Somnambüle war, ohne es zu wissen.«

»Haben Sie ihn gekannt?«

»O ja, sehr genau.«

»Es ist ein Puff!« sagte Sinagria leise zu Arthur Durbinot; dieser glotzte ihn mit seinen großen Augen an und antwortete:

»Er hat ihn ja gekannt.«

»Nun, es thut nichts. Ich höre lieber ein unterhaltendes Märchen, als eine langweilige Geschichte.«

»Sie haben das Wort, Achille.«

»Ich stehe den Augenblick zu Diensten, meine Herren.« Rocheville stand auf und verließ den Salon.

»Wohin geht er?« fragte Sinagria.

»Ich weiß es nicht; vielleicht will er den Helden seiner Erzählung holen.«

»Vielleicht bereitet er uns eine Ueberraschung!« sagte Benjamin.

»Ich glaube, er wird uns Damen zum Dessert bringen,« setzte Arthur hinzu.

»Das Pikanteste wäre, wenn er gar nicht wiederkäme,« sagte Sinagria.

»Mein Gott, er ist vielleicht aus einem sehr einfachen Grunde hinausgegangen,« entgegnete Albert. »Was doch der Ruf macht! Wer einmal einen gewissen Ruf hat, kann keinen Schritt thun, ohne daß man ihm eine Bedeutung beilegt.«

Aber nach einigen Minuten kam Achille allein zurück; er nahm seinen Platz wieder ein und sagte zu der Gesellschaft:

»Meine Herren, ich will Ihnen erzählen, was Herrn Anastasius Trottin begegnet ist.«

VI.

Der somnambüle Reiter.

»Anastasius Trottin war seit seiner frühesten Kindheit ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber gewesen. Als sechsjähriger Knabe wollte er kein anderes Spielzeug, als hölzerne Pferde; wenn er eins bekam, das groß genug war, um zum Reiten benutzt zu werden, so ritt er darauf bis es zerbrochen war.

»Wenn er etwas später in einen öffentlichen Garten, zu einer Volksbelustigung geführt wurde, kannte er kein anderes Vergnügen, als das Ringspiel. Seine größte Freude waren die Reitkünste bei Franconi . . . wenn der Hippodrom damals schon existirt hätte, so würde der kleine Trottin wahrscheinlich nicht herausgekommen seyn; kurz, der Knabe schien zum vollkommenen Reiter geboren. Woher er diese Pferdeliebhaberei bekommen hatte? Das kann ich Ihnen sagen. Sein Vater war ein ehrlicher Beamter, der in seinem Leben kein Pferd bestiegen hatte; seine Mutter hatte nie ein Amazonenkleid getragen, sie fürchtete sich sogar auf einem Esel; und die Tugend der Madame Trottin ließ andere Muthmaßungen durchaus nicht zu . . . zumal da die Dame sehr häßlich war.

»Doch warum suchen wir bei Dingen, die wir nicht begreifen, die Ursachen zu erforschen, die in ihren Launen so wunderliche Natur erlaubt uns nicht, alle ihre Geheim-

nisse zu ergründen. Ich habe einen Herrn gekannt, der durchaus wissen wollte, warum die Krebse, wenn sie gesotten werden, ihre schwärzlich-grüne Farbe verlieren und roth werden, und er ist gestorben, ohne dieses Räthsel gelöst zu haben; man versichert, der Kummer über seine fruchtlosen Forschungen habe seinen Tod beschleunigt. Zum Unglück für den jungen Trottin konnten seine Eltern bei ihren beschränkten Mitteln die Pferdeliebhaberei ihres Sohnes nicht unterstützen, man schickte ihn in die Schule, und nicht in die Reitbahn. Man machte einen bescheidenen Beamten, und keinen Stallmeister aus ihm; denn man ging von der Aussicht aus, um sich in sein Bureau zu begeben, brauche ein Beamter die Grundsätze der Reitkunst nicht zu kennen, dieweil diese Herren gemeiniglich zu Fuß zu gehen pflegen.

»Aber Anastasius Trottin besaß neben seiner Pferdeliebhaberei noch eine andere Eigenschaft, die ich noch nicht erwähnt habe: er war somnambül. Die eine Naturgabe schließt die andere nicht aus, der Somnambulismus hat in manchen Verhältnissen sehr ersprießliche Dienste geleistet. Alles Außerordentliche macht immer einen tiefen Eindruck auf den großen Haufen.

»Seit seiner zartesten Kindheit hatte der kleine Trottin im Schlafe gesprochen. Dies ist übrigens etwas ganz Gewöhnliches, und es gibt weniger Menschen, die sich im Schlafe ganz ruhig verhalten, als solche die laut träumen.

»Dies könnte fast zu der Vermuthung führen, der Somnambulismus sey ein normaler Zustand, und wenn man sich die Mühe nehmen wollte, alle Jene aufzusuchen, die im Schlafe das von den Schotten sogenannte »zweite Gesicht« (second sight) besitzen, so würde man sich überzeu-

gen, daß die »Seher« in der menschlichen Gesellschaft ungemein zahlreich sind.

»Aber vielen Leuten würde gar unheimlich zu Muthe werden, wenn sie sich von »Sehern« umgeben wüßten, und diese Frage wird wohl unerörtert bleiben.

»Der kleine Trottin sprach als sechsjähriger Knabe oft so laut im Schlafe, daß sein Herr Papa, der neben ihm schlief und dadurch gestört wurde, oft aufstand und seinem Sprößling auf einem gewissen Theile seines Individuums, den ich wohl nicht zu nennen brauche, eine empfindliche Züchtigung angedeihen ließ.

»War es wohl recht, einen kleinen Knaben zu peitschen, weil er im Schlafe sprach, weil er ein lebhaftes, erregbares Naturell hatte und seinen Gefühlen, die er im Traume hatte, durch Worte einen Ausdruck gab? Ich glaube, daß es sehr unrecht war; mit demselben Rechte könnte man Jemand wegen eines Traumes züchtigen, und ich habe noch nie gehört, ja nicht einmal in Traumbüchern gelesen, daß ein Tribunal zur Aburtheilung der Träumer eingesetzt worden wäre.

»Sie werden mir vielleicht antworten, daß Papa Trottin die Absicht gehabt habe, seinem Söhnlein das laute Träumen abzugewöhnen und ihm einen ruhigen Schlaf zu verschaffen. Aber ich bezweifle sehr, daß die Peitsche einen ruhigen Schlaf machen kann, und ich glaube schwerlich, daß sie vom Somnambulismus zu heilen vermag; wer mir solche Curen beweisen wollte, dürfte sich eben so in Verlegenheit befinden wie jener Herr, der den Farbenwechsel der Krebse zu erklären suchte.

»Der kleine Trottin bekam also Schläge auf einen sehr kostbaren Theil seines Individuums, weil er einen zu ge-

schwätzigen Schlaf hatte. Das Resultat dieser Züchtigung war, daß der Kleine, mit dem Plaudern noch nicht zufrieden, sich im Bett aufrichtete; später verließ er das Bett und ging im Zimmer umher, dann öffnete er die Thüren und dehnte seine nächtlichen Spaziergänge weiter aus.

»Von Zeit zu Zeit lief Papa Trottin seinem Söhnlein nach und wandte immer das gleiche Heilmittel an; er schien von dem Grundsatz durchdrungen: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.

»Aber das Mittel schien keineswegs die erwartete, vielmehr eine ganz entgegengesetzte Wirkung zu haben; Papa Trottin verzichtete daher darauf. Ueberdies wuchs sein Söhnlein heran, und diese Art der Züchtigung würde zu demüthigend für ihn gewesen seyn. Die Knute muß man den Russen und die neunschwänzige Katze den Engländern überlassen.

»In spätern Jahren, als Anastasius Trottin sich den besänftigenden Kanzleiarbeiten widmete, trieb er weit weniger Somnambulismus als in seiner frühen Jugend. Die Zeit, die oft so wunderbare Heilungen bewirkt, hatte das Blut des jungen Mannes abgekühlt . . . die Zeit kühlt ja so viele Dinge ab; sie ist der wirksamste Kühlapparat.

»Anastasius Trottin hatte sich, als er in einem Ministerium angestellt wurde, in den Champs-Elysées, unweit der Barriere de l'Etoile eingemiethet. Es war wohl etwas weit entfernt für einen Beamten, der sich täglich in die Vorstadt Saint-Germain begeben mußte; aber die Beamten wohnen gern weit von ihrem Ministerium, sie müssen so lange sitzen, daß die Bewegung vor und nach den Kanzleistunden ein Bedürfniß für sie ist.

»Der junge Beamte hatte noch einen andern Grund, in jener schönen Umgebung seine Wohnung zu wählen: man sieht dort zu jeder Stunde mehr oder minder elegante Reiter und Fuhrwerke. Anastasius Trottin war noch immer ein leidenschaftlicher Pferdefreund; er hatte seine Liebhaberei nie befriedigt, und man versichert, daß gerade solche Liebhabereien am längsten dauern.

»Sie werden sich daher wundern, daß sich Anastasius, als er sein eigener Herr geworden war, nicht zuweilen das Vergnügen eines Spazierrittes machte; daß er wenigstens nicht bis zur Porte Maillot ritt, wo man doch eine Stunde (wenn man nicht zwei zu bezahlen vermag) in den Alleen des Boulogner Gehölzes galoppiren kann.

»Aber auf solchen Kleppern mochte Anastasius nicht galoppiren. Er war ein leidenschaftlicher Pferdefreund, aber sein Sinn war auf etwas Höheres, Edleres gerichtet, als auf einen Miethgaul; der Gegenstand seiner Bewunderung und Sehnsucht war ein englisches Vollblutpferd, ein stolzer Andalusier oder ein feuriger Araber mit flatternder Mähne. Einen Ladendiener, der auf einem Klepper für sechs Francs den halben Tag seinen Sonntagsritt machte, beneidete er nicht; aber wenn er einen jener Glücklichen bemerkte, welche Racepferde im Stalle haben; wenn er den Reiter durch die Alleen galoppiren sah, dann blickte er ihm nach und sagte mit einem tiefen Seufzer:

»Das ist ein Pferd! . . . Ach! wenn ich darauf säße, ich glaube, daß ich gar nicht stillhalten würde!«

»Anastasius Trottin wohnte neben einem eleganten Hause, dessen Eigenthümer wunderschöne Reitpferde hatte. Dieses Haus gehörte einem Grafen, dessen Namen ich nicht nennen will. Der Graf war nicht mehr ganz jung, aber er

war noch immer ein brillanter Cavalier, und wegen Equipagen und Pferden allgemein bekannt. Vor nicht langer Zeit hatte man auch viel von seinen Eroberungen und galanten Abenteuern erzählt; aber dieses Capitel war fast zu Ende, und der Graf suchte wenigstens in einem andern Punkte seinen Ruf zu bewahren.

»Da er sehr gut ritt und zu Pferde einen schönen Anstand hatte — ein Vorzug, den ein guter Reiter auch im Alter nicht verliert — so hatte er im Stalle die theuersten Racepferde, mit denen er bei allen Wettrennen, selbst bei den Steeple-Chases erschien. Bei letzteren hatte er seinen Andalusier »Cerf-Volant« mehrmals geritten und beträchtliche Wetten gewonnen. Denn der Graf, der alle Eigenschaften eines wahren Cavaliers besaß, setzte bei den Wettrennen oft große Summen ein.

»Neben diesem »Lion« wohnte unser Freund Anastasius Trottin. Er hatte eine sehr bescheidene Dachwohnung, aber eine herrliche Aussicht: in einem Zimmer konnte er die Hauptallee der Champs-Elysées übersehen und sich an dem Anblick der vorbeigaloppirenden Reiter weiden. Die schönen Pferde, an denen er sich nicht satt sehen konnte, machten ihm freilich auch vielen Schmerz; aber man versichert ja, daß Freude und Schmerz fast immer Hand in Hand gehen, und Anastasius fand es am einfachsten, beide zusammen zu nehmen.

»Ein anderes Fenster seiner Wohnung bot die Aussicht in den Hof des benachbarten Hôtels. Dieser Hof hatte ein Gitterthor; rechts war der Pferdestall. Morgens öffnete der Stallknecht die Thür, und Anastasius konnte genau sehen, welchen Platz jedes Pferd im Stalle einnahm. Er sah auch, wie der Diener die Pferde sattelte und absattelte, die Zäume,

Stangen, Trensen und Kinnketten putzte, mit einem Worte, die ganze Toilette der Pferde besorgte. Er machte sich fast täglich das Vergnügen, diesen Arbeiten zuzusehen; er hatte Alles so genau beobachtet, daß er den Dienst eines Stallknechtes hätte versehen können, denn er wußte, wo jeder Gegenstand aufbewahrt wurde, und wo man ihn nöthigenfalls zu suchen hatte.

»Aber unter den Pferden im Stalle des Grafen hatte »Cerf-Volant« dem jungen Nachbar ganz besonders gefallen; Anastasius betrachtete mit Entzücken den prächtigen Hals, die stolze, edle Haltung des Andalusiers, wenn sein Herr ihn ritt, den stattlichen, gleichmäßigen Trab, den zierlichen prunkenden Galopp. Wenn er den herrlichen Renner satteln sah, ging er gewöhnlich zu spät in sein Bureau, um den Grafen fortreiten zu sehen; und wenn er ihn nicht mehr sehen konnte, ging er traurig an seine Arbeit und bedauerte, daß er kein Centaur war. Ja, der arme Trottin wäre gern eins jener thessalischen Ungeheuer gewesen, die bekanntlich ihr Daseyn dem Irion und einer Wolke verdankten, die Herr Jupiter in aller Eile an die Stelle seiner Frau Juno gesetzt hatte, und zwar in einem Augenblicke, wo die Anwesenheit der Frau Juno anderswo sehr nothwendig war. Ach! wenn alle Ehemänner so geschickte Taschenspieler wären wie Jupiter, würde es den Verführern schlecht ergehen. O, ihr Wunder der Mythologie, warum seyd ihr keine Wirklichkeit! Wie angenehm wäre es, in den Wäldern Nymphen und Dryaden zu sehen, wenn man daneben auch manchmal Faune und Satyrn fände. Und wie bequem wäre es, sich in eine Blume oder in ein Thier, in einen Schwan oder in Goldregen verwandeln zu können, um eine Schöne zu gewinnen! . . . Der Goldregen

ist das einzige Wunder, von welchem wir Gebrauch machen können; es ist der einzige Talisman, der uns von der Mithologie überliefert worden ist. Doch verzeihen Sie mir diese Abschweifung! . . .

»Da sind wir weit entfernt von Anastasius Trottin, der sich nicht in Goldregen verwandeln konnte, um seinen ritterlichen Gelüsten zu fröhnen. Eines Nachmittags, als er aus seinem Bureau kam, begegnete ihm sein Nachbar, der Graf von ***, der den »Cerf-Volant« ritt und mit einigen andern Cavalieren aus dem Boulogner Walde kam.

»Nie war der schöne Andalusier stolzer und martialischer in seiner Haltung, feuriger in seinen Bewegungen gewesen. Die Reiter schienen mit einander zu wetteifern, wer das Hôtel zuerst erreichen würde. Plötzlich fährt ein kleiner, mit einem Esel bespannter Karren dem Grafen quer über den Weg; der Graf kann nicht ausweichen, denn rechts und links reiten seine Begleiter; aber er ritt den Andalusier, und mit diesem kannte er kein Hinderniß; er spornt seinen feurigen Renner, läßt den Zügel schießen, und unter lautem Applaus der Spaziergänger und der übrigen Reiter setzt er über den Karren hinweg.

»Trottin ist erstaunt, entzückt, geblendet; er will Bravo rufen, aber er steht mit offenem Munde da und kann keinen Laut hervorbringen; er will mit den Händen klatschen, aber die Arme sind ihm wie gelähmt; er steht noch, von Bewunderung durchdrungen, auf derselben Stelle, als die Reiter längst verschwunden sind.

»Anastasius geht in sein Gasthaus, um zu speisen, aber er hat keinen Appetit; er denkt nur an Pferde, der gewagte Sprung des Andalusiers bleibt ihm immer vor Augen; seine Zerstreuung ist so groß, daß er andalusische

Purée-Suppe, Roßbraten mit Kartoffeln, und zum Dessert... einen englischen Sattel bestellt. Glücklicherweise kannte ihn der Kellner und nahm das Ganze für einen Witz.

»Trottin geht nach Hause. Er will lesen, er will arbeiten... unmöglich! er sieht im Geiste nur den über den Karren hinwegsetzenden Andalusier. Endlich entschließt er sich zu Bett zu gehen und im Schlafe Vergessenheit des großen Ereignisses zu suchen.

»Anastasius Trottin schläft ein; aber sein anfangs tiefer, schwerer Schlaf wird unruhig und abspannend; kurz, der Somnambulismus, der ihn seit langer Zeit nicht mehr heimgesucht, kehrt mit überraschender Gewalt zurück. Anastasiun steht im Schlafe auf, zieht Beinkleider, Weste und Stiefel, aber keinen Rock an, verläßt sein Zimmer, geht die Treppe hinunter, kömmt an die Hausthür, die durch eine den Hausbewohnern bekannte Vorrichtung von innen geöffnet werden konnte. Er drückt auf die Feder, die Thür geht auf, er ist draußen; er geht auf das Hôtel des Grafen zu und läutet am Gitterthor.

»Der Portier pflegte die ganze Nacht hindurch zu öffnen, ohne das Bett zu verlassen, weil die Bewohner des Hôtels zu jeder Stunde der Nacht nach Hause kamen. Er zieht die Schnur; der Nachtwandler tritt ein, läßt das Gitterthor offen und geht gerade auf den Stall zu. Er zögert keinen Augenblick, um den Schlüssel zu nehmen, der an einem Nagel hängt. Er öffnet den Pferdestall und nimmt Sattel und Zaum des Andalusiers von der ihm wohlbekannten Stelle; dann tritt er auf das schöne Pferd zu, macht die Krippenkette los und legt ihm den Sattel auf.

»Cerf-Volant ist schnell gesattelt und gezäumt; Ana-

stasius Trottin hat Alles auf den ersten Griff gefunden, obgleich es im Stalle stockfinster ist, aber die Nachtwandler haben mit den Katzen bekanntlich den Vorzug gemein, daß sie im Dunkeln sehr gut sehen.

»Als das Pferd in voller Toilette ist, schwingt sich Anastasius mit der Behendigkeit eines Kunstreiters in den Sattel und reitet fort, in die Hauptallee der Champs Elysées. Dann wendet er sich zu dem Triumphbogen, treibt den Renner mit Schenkel und Zügel an, und fort geht's wie im Fluge. Der Nachtwandler würde mit seinem feurigen Roß über Kutschen und Cabs hinwegsetzen, wenn sie ihm in den Weg kämen. Man hat kaum die Zeit, ihn zu bemerken: man hört ihn kommen, und im Augenblicke ist er da; man will ihn anschauen, aber er ist schon zu weit weg; er ist wie ein Kobold, der bald hier bald dort seinen Spuk treibt, wie eine Hexe, die auf dem Besenstiel durch die Luft reitet, wie der Erlkönig, der mit dem Kinde davonjagt, wie der geisterhafte Geliebte, der seiner Lenore zuruft: die Todten reiten schnell!

»Der somnambüle Reiter ist zur Barrière hinausgaloppirt, und immerfort geht's, auf der Straße nach Neuilly. Dann läßt er dem feurigen Renner freien Willen; Cerf-Volant, seiner Gewohnheit folgend, wendet sich in den Boulogner Wald; in einigen Minuten ist er am Ende der Avenue de Madrid. Aber er hält nicht an, es geht immerfort, im sausenden Galopp.

»So reitet Anastasius zwei Stunden lang in allen Richtungen durch den Wald; endlich kehrt er um; er jagt durch die Barrière; die Mauthwächter sehen etwas, das einem Reiter ähnlich, vorüberstürmen, aber als sie sich nähern, ist er längst fort.

»Trottin, der sich noch immer in seinem somnambülen Zustande befindet, reitet durch das offene Gitterthor in den Hof des Hôtels. Er steigt ab, führt das Pferd in den Stall, nimmt ihm Sattel und Zaum ab, bringt Alles wieder an den rechten Platz, verschließt den Stall, verläßt das Hôtel und begibt sich nach Hause. In seiner Dachstube angekommen, kleidet er sich wieder aus, legt sich ins Bett, schläft fort und erwacht am andern Morgen, ohne sich des nächtlichen Rittes im mindesten zu erinnern.

»Der Graf hatte für diesen Tag mit einigen Freunden eine Partie verabredet; man wollte einen weiten Spazierritt nach Fleury, Meudon, Versailles und Saint-Cloud machen.

»Die Wahl des Grafen fiel auf Cerf-Volant, sein Lieblingspferd; er hoffte, einen Theil seiner Begleiter, wie gewöhnlich, weit hinter sich zu lassen.

»Aber dieses Mal geschah das Unerhörte, Beispiellose: Cerf-Volant blieb hinter den übrigen Pferden zurück.

»Umsonst trieb ihn sein Herr an, er gab ihm sogar die Spornen, was bei dem feurigen Andalusier bis dahin gar nicht nöthig gewesen war; der stolze Renner setzte im Galopp an, aber er ließ gar bald nach, er hatte weder Feuer noch Kraft.

»Das ist höchst sonderbar,« sagte der Graf; »Cerf-Volant muß krank seyn. Ich will ihn einige Tage ruhen lassen; dann, meine Herren, hoffe ich glänzende Revanche zu nehmen.«

»Der Graf that wie er gesagt hatte; drei Tage lang reitet er sein Lieblingspferd nicht, und befiehlt dem Stallknecht, den angeblich kranken Andalusier sorgfältig zu pflegen; er hofft, daß diese Zeit genügen werde, um das edle Thier völlig wiederherzustellen.

»Aber wenn der Graf den Andalusier nicht ritt, so hatte ein Anderer die Sorge übernommen, den feurigen Renner zu reiten.

»Seit seinem ersten nächtlichen Ritt stand Anastasius Trottin jede Nacht um zwei Uhr im somnambülen Zustande auf; er kleidete sich an wie das erste Mal, d. h. er blieb in Hemdärmeln; dann verließ er, wie in der ersten Nacht, seine Wohnung, begab sich in den Hof des Hôtels, holte Cerf-Volant aus dem Stalle, sattelte und zäumte ihn, und galoppirte dann zwei Stunden im Boulogner Walde umher; endlich ritt er wieder zurück, brachte Alles wieder in Ordnung, ging in sein Zimmer, legte sich ins Bett und schlief weiter.

»Dieser wiederholte zweistündige nächtliche Ritt ermüdete den schönen Andalusier weit mehr als ein gewöhnlicher Spazierritt, selbst wenn dieser den ganzen Tag gedauert hätte; denn der somnambüle Reiter jagte beständig mit verhängtem Zügel in die Nacht hinein; der nächtliche Ritt hatte etwas Gespenstiges, Geisterhaftes; Cerf-Volant schien zu fühlen, daß er keinen gewöhnlichen Reiter trug, und daß ihn eine seinem Willen überlegene Kraft zum raschen Laufe antrieb.

»Als die drei Ruhetage verflossen waren, ließ der Graf, der inzwischen ein Wettrennen verabredet und hundert Napoleons gewettet hatte, seinen Andalusier satteln und bestieg ihn mit dem Vertrauen eines Herrn, der seinen Diener eines Verraths nicht fähig glaubt.

»Der Graf hatte gewettet, in einer genau bestimmten Zeit nach Courbevoie zu reiten.

»Außerhalb der Barrière wird das Zeichen gegeben, und die Reiter jagen davon; aber weit entfernt, Sieger zu

bleiben, kömmt Cerfe-Volant weit hinter den Uebrigen ans Ziel. Das sonst so feurige, ausdauernde Thier ist ganz erschöpft und zittert an allen Gliedern.

»Der Graf ärgert sich sowohl über den verlornen Ruf seines Lieblingspferdes, als auch über den Verlust der Wette.

»Zu Hause zankt er mit dem Stallknecht, mit dem Jäger, mit der ganzen Dienerschaft, mit Allen, die ihm nahe kommen; er verlangt eine sorgfältigere Pflege seiner Pferde; er behauptet, Cerf-Volant sey von seinen Leuten vernachlässigt worden. Er läßt Thierärzte, Pferdekenner, Bereiter kommen; er läßt den Andalusier untersuchen; wenn man noch an Zauberei und Hexenspuk glaubte, so würde der Graf sein Pferd für behext halten.

»Inzwischen begann man im Boulogner Walde und in den Umgebungen von dem nächtlichen Reiter zu erzählen, der jede Nacht mit Windesschnelle vorbeijagte, ohne eine Minute auszuruhen.

»An der Barrière hatten die Mauthwächter mehr als einmal versucht, ihn anzuhalten, aber unmöglich; eine Nacht war das gespenstige Roß über die Köpfe zweier Männer, die ihm in den Weg traten, hinweg gesetzt, und seit jener Zeit trat das ganze Zollpersonal schnell auf die Seite, wenn sie den nächtlichen Reiter heranstürmen hörten.

»Der Anzug des Reiters machte die ganze Erscheinung noch wunderbarer, geisterhafter. Die Leute meinten, es sey ein Gespenst, das allnächtlich zu seinem Privatvergnügen den tollen Ritt mache. Die Zollwächter unterstützten diese Meinung, um sich zu entschuldigen, daß sie den Reiter an der Barrière nicht angehalten.

»Die vernünftigen Leute sagten: der nächtliche Reiter

ist entweder ein Schmuggler, oder ein Verliebter; in beiden Fällen ist es natürlich, daß er nicht angehalten und erkannt werden will; aber wie dem auch sey, er ist ein Reiter, der in den vier Welttheilen seines Gleichen nicht hat; angenommen, daß es nur vier Welttheile gibt, was ich keineswegs zugebe.

»Diese Gerüchte kamen dem Grafen zu Ohren, der seit der letzten Niederlage seines Andalusiers immer sehr verstimmt war, und sich den Kopf zerbrach, um die Ursache dieses Mißgeschickes zu ergründen.

»Anfangs schenkte der Graf dieser Geschichte von dem gespenstigen Reiter, der jede Nacht durch den Boulogner Wald galoppirte, nur wenig Aufmerksamkeit. Bald aber fand er die Sache verdächtig; er zog Erkundigungen ein, und als er erfahren hatte, zu welcher Stunde der Reiter die Barrière zu passiren pflegte, sagte er zu seinem Stallknecht:

»Geh diesen Abend nicht zu Bett, sondern verstecke Dich im Hofe, so daß Du den Pferdestall beständig im Auge hast, und wenn Du etwas siehst, so sage nichts, aber rufe mich.«

»Der Stallknecht that wie ihm sein Herr befohlen. Es war eine ziemlich finstere Nacht. Einige Minuten nach zwei Uhr sah er Anastasius Trottin in Hemdärmeln kommen; er sank auf die Knie, denn er zweifelte keineswegs, daß er es mit einem Gespenst zu thun hatte; er sah das vermeinte Gespenst den Andalusier satteln, und sodann mit ihm davon reiten.

»Der Stallknecht begab sich nun zum Grafen und sagte mit bebender Stimme:

»Sie hatten vollkommen Recht, gnädiger Herr, es ist Ihr Lieblingspferd, es ist der arme Cerf-Volant, den

das Gespenst aus dem Boulogner Walde um zwei Uhr Nachts hier besteigt; ich habe es so eben mit meinen Augen gesehen. Der Geist hat ihn eben so gut gesattelt, wie ich es hätte thun können. O, er hat sich nicht vergriffen! er weiß ganz genau, wo Sattel, Zaum und Schabracke ihren Platz haben; es ist ganz klar, daß es ein Geist ist, denn im Stalle ist es ganz finster. Er schwang sich in den Sattel, und jagte davon wie der Wind, wie der Blitz! Es wundert mich gar nicht, daß Ihr schönes Pferd am Tage keine Kraft hat, nachdem es in der Nacht so abgehetzt worden ist. Denn der Teufel scheint es schon gegen drei Wochen geritten zu haben. Ach, gnädiger Herr, es ist aus, Sie können Ihrem schönen Cerf-Volant nun Valet sagen; denn er ist behext, das ist sonnenklar. Ich für meine Person möchte ihn um alles Gold der Welt jetzt nicht reiten, denn es würde mir gewiß ein Unglück geschehen.«

»Der Graf, der an Gespenster nicht glaubte, faßte den Entschluß, der Sache auf den Grund zu kommen. Er stand auf und begab sich in den Pferdestall.

»Eins weiß ich gewiß,« sagte er zu sich selbst; »der räthselhafte Reiter ist kein Dieb, denn Cerf-Volant befindet sich ja jeden Morgen im Stalle. Ich werde ihn also erwarten.«

Ende des dritten Theiles.